

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Nummer 12

Dezember 1933

10. Jahrgang

Unsere Weihnachtsbäume

Von Prof. Dr. Theodor Schube



„Vom Himmel hoch . . .“
Christbaumschmuck aus dem Riesengebirge

Aufn. H. Semm

Zu den höchsten altgermanischen Festen gehörte bekanntlich das dem Freyr, dem Schützer und Förderer der Pflanzenwelt, gewidmete Julfest; galt es doch der Begrüßung des erneuerten Höheransteigens der alles Gedeihen bedingenden Sonne. Die Römer feierten um dieselbe Zeit ihre mit ausgelassener Fröhlichkeit verbundenen Saturnalien, an deren Stelle nach der allgemeinen Einführung des Christentums der Gedenktag der Geburt des Heilands trat, weshalb es den Sendboten Roms leicht gelang, im Norden ähnlich wie die Sommer- sonnwendfeier mit dem Johannistag so die winterliche mit dem Christfest zu verschmelzen. Mochte nun auch vielen der Alten bei ihrem Jul als wichtigstes das Festmahl (Opfer des Julebers) erscheinen, so wurden doch daneben vielfach, freilich in bescheidenerem Ausmaß als im Sommer, Freudenfeuer veranstaltet,

und stets wurde die Behausung heller als sonst erleuchtet und mit frischem Grün ausgestattet. Im südlicheren Gebietsteile, der Heimat der Edeltanne, diente wohl hauptsächlich ihr Geäst (neben dem der Eibe) dazu, im übrigen sicherlich vielfach die Mistel, die ja noch jetzt in England zu Weihnachten eine große Rolle spielt — neuerdings, samt dem dort üblichen Kußzwang, hie und da auch bei uns.

Daß man schon in alter Zeit ganze Bäumchen zum Mittelpunkt des Festschmuckes genommen habe, ist nicht verbürgt, sichere Nachricht scheint hinsichtlich der Tanne erst seit dem 17. Jahrhundert vorzuliegen, und zwar aus Straßburg, entsprechend ihrer weiten Verbreitung im Wasgau und im Schwarzwald. Die Besehung des Baumes mit Lichtern wird sogar kaum früher als von der Mitte des 18. Jahrhunderts an gemeldet, noch zu Beginn des vorigen war sie wohl nicht allgemein üblich. Seitdem aber erstrahlt bei uns allenthalben der Christbaum im Lichterglanze; selbst in der traurigsten Zeit des Währungsverfalls suchte man in jedem Heim ein Bäumchen ein wenig



Glatzer Schneeberg — Althannwiesen

Aufn. Klettephoto

auszustatten. Allerdings wurde dabei, wenigstens im nördlicheren Deutschland, nicht die Tanne sondern die Fichte genommen (zu der auch die meisten der oft mehrere Meter hohen, in Sälen aufgestellten Stücke gehören); irrtümlicherweise wird eben in der Regel auch diese als Tannenbaum angesungen.

Die Kenntnis unserer Gehölzwelt bleibt nun einmal, trotz aller Gegenbemühungen der Naturfreunde, recht mangelhaft, und gerade die Namen unserer Nadelhölzer werden besonders stark, nicht bloß von den naturfremden Großstädtern, durcheinandergeworfen. Und doch sind ihre Träger von jedem Achtfameren mit geringer Mühe zu unterscheiden. Auf die besonders leicht erkennbare Kiefer mit ihren stets paarweise zusammenstehenden, langen Nadeln und den bei der Reife fast kugeligen Zapfen ist hier nicht näher einzugehen. Von den beiden anderen dürfen eigentlich nur die Blätter der Fichte ihrer stechenden Spitze wegen als Nadeln bezeichnet werden, die weit flacheren, unterseits mit zwei breiten, weißen Längsstreifen versehenen der Tanne sind stumpf. Während sie bei der Fichte andauernd rund um den Zweig gestellt verharren, sind es die in weit tieferem Grün glänzenden der andern in der Regel nur in der ersten Jugend, sie ordnen sich bald infolge von Streckungen in der Zweigrinde zu zwei einander gegenüberliegenden Reihen an. Und wenn in dem allbekannten Liedchen die Treue der Blätter des Tannenbaums gepriesen wird, da sie auch im Winter aushalten, so gilt dies hinsichtlich der mit ihm verwechselten Fichte nur, soweit der lebende Baum in Betracht kommt; an den der Art ausgelieferten Stücken merkt der Käufer gar bald eine erhebliche Verschiedenheit, denn nur die echte Edeltanne bleibt, der

Zimmerwärme ausgesetzt, noch lange Zeit unverändert, während das Kleid der andern schon nach wenigen Tagen abzubröckeln beginnt.

Auch die alten Bäume des Waldes, bei denen der untere Stammteil zuweilen bis in beträchtliche Höhe das grüne Geäst abgestoßen hat, sind fast immer unschwer der Art nach erkennbar, wenn ihre Fruchtkörper, die „Zapfen“, wahrnehmbar sind. Diejenigen der Fichte hängen mit abwärts gerichteter Spitze, sie verholzen allmählich und spreizen die einzelnen Schuppen, in deren Achsel je zwei Samen heranreifen, auseinander, so daß diese ausfallen und mittels ihres feinhäutigen Anhängsels vom Winde weithin vertragen werden können. Die trockenen Zapfenreste fallen endlich als Ganzes ab, sie liegen nach einem guten Trachtjahre so zahlreich am Boden, daß es sich lohnt, sie als Heizstoff zu sammeln. Braune echte Tannenzapfen wird man vergeblich suchen, höchstens grüne, vom Eichhorn abgebissene findet man; die unverletzten bleiben auf dem Zweige stehen, ihre Fruchtschuppen blättern sich gegen Wintersende samt den beiden reifen Samen einzeln von der stehenbleibenden Spindel ab. Wo in unseren Bergwäldern noch kräftige Tannen vorhanden sind, gewahrt man zuweilen diese grünen Plättchen zahlreich am Boden auf dem noch nicht völlig weggeschmolzenen Schnee. — Auch die ältere Stammrinde zeigt meistens merkliche Verschiedenheit; bei der Tanne bleibt sie ziemlich glatt und grauweißlich, bei der andern ist sie weit rissiger, und die Farbe ihrer groben Schuppen spielt oft ins Rötliche. Schließlich zeigt zwar die normal gewachsene Krone beider Arten einen pyramidenähnlichen Umriß, doch geht sie nur bei der Fichte fast stets in eine scharfe, viel seltener etwas abgerundete Spitze aus, während bei der andern sehr häufig die obersten Äste auffallend weit ausladen, so daß es oft genug aussieht, als trüge der Baum ein breites Vogelnest.

Die Tanne war einst in den schlesischen Wäldern, zumal im niederen und mittleren Vorgebirge, recht verbreitet; kleine urwüchsige Bestände, in denen sie sogar vorwaltet, sind immer noch vorhanden, dazu manches herrliche Einzelstück, wenn auch seit Veröffentlichung meines „Waldbuch von Schlesien“*) manches in ihm und in den Nachträgen dazu genannte inzwischen verschwunden ist. Die Verluste beruhen neuerdings weniger auf der Art des Forstbetriebs als auf natürlichen Ursachen. So mußte die „Großmuttertanne“ im Schweid-

*) Verlag von W. G. Korn, 1906. Es ist vergriffen; als Ersatz dienen drei Einzelhefte für die schlesischen Regierungsbezirke sowie das ebenda erschienene, mit 200 Bildern versehene Büchlein „Naturdenkmäler und Naturschutzaufgaben in Schlesien“.



Fichtenleiche im Toten Wald am Schneeberge



Am Zobten

Aufn. H. Semm

niger Stadtforst wegen Sturzgefahr entfernt werden, da sie altersschwach und fast völlig eingetrocknet war; andere, wie die herrliche Mariannentanne in jenem Teile der Herrschaft Seitenberg, der fortan als „Mariannenschutzpark“ gänzlich sich selbst überlassen bleiben soll, oder jene, die lange Zeit das Glanzstück des schönen Machnitzer Waldes war, sind infolge von Pilzbefall zugrundegegangen, auch Blitzschläge (z. B. Einfielertanne in der Forst Nesselgrund) und Wirbelstürme haben manches Unheil angerichtet. Im Riesengebirge sind infolge der ausgedehntesten Durchführung des Kahlhiebs nur noch wenige vorhanden, wohl die schönsten unweit des Kochelfalles; besser sieht es im Isergebirge aus, ferner im Culengebirge und in manchen Teilen des Glazer Berglandes; spärliche Überreste der noch vor wenigen Jahrzehnten dort weit häufigeren Edeltannen trifft man auch am Zobten, im Rummelsberggelände und auf dem Landrücken („Kazengebirge“)

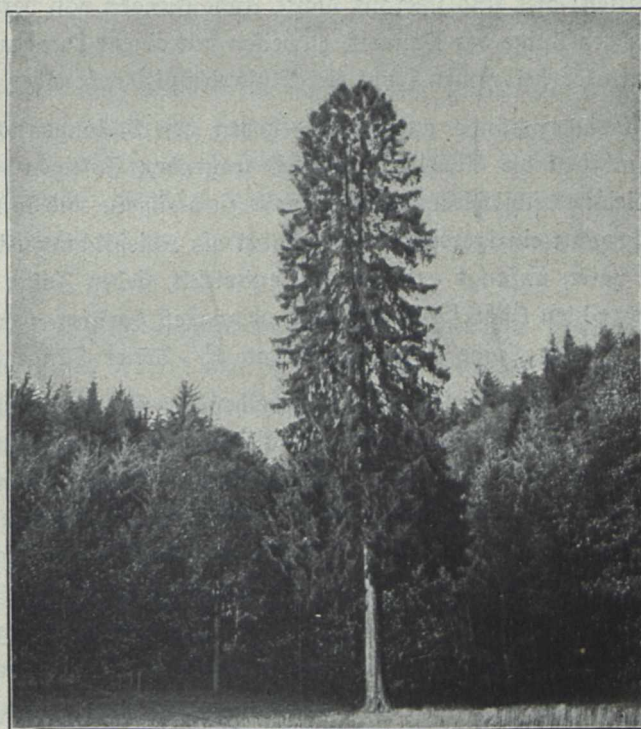
an, der nahezu die Nordgrenze ihrer urwüchsigen Verbreitung darstellt. Aus den oberschlesischen Wäldern mag wenigstens die herrliche Kaisertanne von Reinersdorf genannt sein. Da besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis vor kurzem, trotz manchen Gegenbemühungen der Naturfreunde, die Kahlhiebmethode in den maßgebenden Kreisen als einzig richtig galt und auf den entblößten Flächen fast ausschließlich Kiefern oder Fichten angepflanzt wurden, stößt man nur selten auf Tannen entsprechenden Alters; wo sie noch in kleinen Beständen gezogen werden, geschieht dies wohl lediglich zur Gewinnung von Weihnachtsbäumen.

Mit dem Abbruch des oberen Teils durch Sturmesgewalt ist das Weiterleben des Baumes zwar gefährdet, aber nicht unbedingt vernichtet; verläuft die Wundfläche annähernd wagerecht, so kann sie vernarben, ehe Pilzsporen sich eingemischt und durch das daraus hervorgehende Saden-

gewebe das Holz zerstört haben. Es krümmen sich dann oft einzelne oder alle Äste des nunmehr obersten Scheinquirls aufwärts, indem sich die Zellen des Kambiums, deren Teilung die Erweiterung des Holzkörpers begründet, auf dessen Außenseite erheblich lebhafter als auf der inneren vermehren. So kam die „Kronentanne“ an der unteren Olbersdorfer Waldpromenade bei Landeck zustande, die noch immer, obgleich schon vor mehr als 30 Jahren eingegangen, auf dem Meßtischblatt eingetragen ist; die im Kreise stehenden aufgebogenen Äste wurden mit den Ästen einer Krone verglichen. Sind nur zwei einander gegenüberstehende Äste ausgebildet, so erinnern ihre unteren Teile an eine Lyra.

Wie wohl jeder weiß, der unser Bergland durchwandert, ist jetzt in diesem (wie übrigens auch in feuchteren Waldstrichen der Ebene) die Fichte auf schier unermessliche Flächen hin so ziemlich die einzige Gehölzart, die man zu sehen bekommt, und wenn auch diese Schablonenwälder, die man hiebsplanmäßig meistens nur 60, höchstens 80 Jahre alt werden läßt, nicht ganz so kläglich wie die entsprechenden der Kiefer aussehen, so ist doch in ihnen an das Aufkommen solcher Gemütsstimmungen, denen sich z. B. unser Eichendorff hingeben konnte, nicht zu denken. Stellenweise fängt es zum Glück neuerdings an, wieder besser zu werden, da man einen den ursprünglicheren Zuständen ähnlichen Mischwald mit Dauerbetrieb wieder aufkommen lassen will. In einem solchen weist die Fichte bei ungestörter Entwicklung eine erstaunliche Gestaltenfülle auf.

Zunächst sei wieder auf die Riesen unter ihren Vertretern hingewiesen, deren sich in unserem Lande noch eine große Zahl findet, obgleich auch bei ihnen noch in den letzten Jahrzehnten, trotz gesteigerter Rücksichtnahme seitens der Besitzer, unter dem Wirken der Naturkräfte schmerzliche Verluste eingetreten sind. Von der größten, deren ich je ansichtig wurde, der „Königsfichte“ in der Forst Rogelwitz, die ich bereits 1892 schätzen gelernt hatte, besitze ich leider nur ein Bild ihres Stumpfes: am Beginn meiner Studienfahrten zum Schutze unserer „Naturdenkmäler“ im Sommer 1901 hatte ich bei der erneuten Besichtigung gefunden, daß gemäß ihrer eigentümlichen Stellung eine ähnlich vollkommene Aufnahme wie die der Langenbielauerin nur an einem Maienmorgen gelingen konnte; nun wurde aber der bei seiner Höhe von 51 Meter (und einem Umfang in Brusthöhe von reichlich $4\frac{1}{2}$ Meter!) die Umgebung weit überragende Baum in dem dazwischen liegenden Winter durch einen Wirbelsturm nahe über dem Boden abgedreht! Auch von der „Königsfichte“ in der Forst Lampersdorf, die ihr in den Ausmaßen nur wenig



Trauerfichte beim Forsthaufe Wiltisch

nachstand, enthält meine Sammlung nur das Bild des gestürzten Baumes; ein Blitzstrahl hat im Mai 1905 ihn seiner Rinde so stark entblößt, daß er binnen kurzer Zeit eingetrocknet wäre, weshalb man, um das Holz bald möglichst gut auszunützen, ihn niedergelegt hat. Auf der andern Seite des Culengebirges, in der jener ästhetisch gleichwertigen Forst Volpersdorf, stand (in der „Steinigen Lohse“) ein Gegenstück zu ihr, das man leider etwas unvorsichtig freigestellt hatte, so daß es einem Sturm erlag. Der Besitzer, Graf Magnis, verzichtete in großzügiger Weise auf den Erlös, und so wird bei der langsamen Verwesung des harzreichen Fichtenholzes jedenfalls der in dem rings um ihn herangezogenen Buchenbestande lagernde Koloß zu den beiden bisherigen Jahrzehnten wahrscheinlich eine Reihe weiterer aushalten, so daß unter Weisung des Försters noch mancher Naturfreund ihn wird bewundern können. Die Forst Lampersdorf hat mir eine Fülle prächtiger Fichtenbilder geliefert.

Anderer Giganten sind in sämtlichen bei der Tanne genannten Bergrevieren, außerdem vereinzelt in vielen Wäldern der Ebene vorhanden; um von letzteren nur je einen bequem zugänglichen aus jedem der drei Regierungsbezirke zu bringen, nenne ich den stärkeren der beiden unweit des Forsthauses in der Bunzlauer Zechen, den Solitär am Fußwege zwischen Kapsdorf und Kammendorf (bei Canth) und die Elisabethfichte in der Forst Kgl.-Dombrowka.

Im Gegensatz zu diesen Riesen kommen auch Zwerggestalten („Kufel“) vor, bei denen Stamm und Äste sich nur sehr wenig strecken und daher selbst jahrzehntealte Stücke kaum Mannshöhe erreichen. Sicheres über ihre Entstehungsbedingungen weiß man nicht, man will nachgewiesen haben, daß sie sich aus Samen entwickeln, die in den zuweilen ungeheuerlichen Herenbesen ausreifen; dies sind überaus dichte Anhäufungen von verkürzten Ästen und Zweigen, überwiegend an der Spitze des Baumes, zuweilen mit einem Durchmesser von mehreren Metern. Besucher von Altheide bekommen leicht ein Musterbeispiel neben der Kapelle bei Neuheide zu Gesicht.

Schwächezustände anderer Art geben den Schlangenfichten ihre Entstehung, bei denen die Äste samt den die Nadeln angedrückt tragenden Zweigen schlaff herabhängen; der Stamm vermag bei ihnen schließlich sich nicht mehr zu verästeln und kommt nach einigen Jahren zum Absterben. Ein ganz einzigartiger Baum, wohl als Spießfichte zu bezeichnen, stand im Berbisdorfer Walde: er hatte, anfangs ganz normal entwickelt, sieben Jahre hindurch zwar an den bis dahin hervorgebrachten Ästen sich regelmäßig verzweigt, darüber aber die Beastung gänzlich eingestellt, worauf er, an der Spitze einen Schaft von 1½ Meter Länge tragend, sein Leben abschloß.

Herabsenkung der sonst gut gedeihenden Zweige ergibt die Form der Hängefichten; bei den Trauerfichten nähern sich auch die Äste herabgekrümmt dem Stamme; als Beispiel für letztere sei eine aus der Umgebung des Forsthauses Wiltsh genannt. Während wir hier auf die Annahme innerer Ursachen angewiesen sind, erklären sich andere Abweichungen vom Typus durch Einwirkungen von außen her. Verhältnismäßig am häufigsten sind die auf ähnliche Weise wie die Landecker Kronentanne entstandenen Armleuchterfichten (Kandelaberfichten). Aufwärtskrümmung von Ästen tritt in den verschiedensten Stockwerken übrigens auch an unverletzten Stämmen ein; einen — im vorigen Jahr eingegangenen — Baum, oberhalb Crainsdorf, hatten die Umwohner Kindelfichte benannt, weil der einzelne sich dem Stamm aufwärts anschmiegende Ast wie ein Kind von der Mutter getragen wurde; ein ähnlicher bei Obernigt heißt dort die Stiefmutter-



Am Gläzer Schneeberg

Aufn. Klettephoto

fichte. Überhaupt finden sich manche sonderbare Volksnamen, nicht immer der forstästhetischen Bedeutung des Baumes entsprechend, wie die Läusefichte bei Probsthain, ein wahres Prachtstück, oder eine gleichnamige oberhalb Haasel bei Goldberg, wohl, weil hier, abseits von der Dorfschaft, Zigeuner und ähnliches ungezieferbehaftetes Gesindel das Lager aufzuschlagen pflegten. Davon hat jedenfalls auch die Zigeunertanne am Rande des Moschwitzer Waldes ihren Namen erhalten.

Die wunderlichsten Gebilde zufolge von Verbiegung der zuweilen wirr durcheinander gemengten Äste findet man in dem obersten Waldgürtel des Riesen- und des Gläzer Schneegebirges, in dem schon von jeher fast ausschließlich die Fichte sich gegen die Ungunst der Witterung behauptete; er wird bannwaldartig zum Schutze der darunter liegenden Forstkulturen gehalten, nur die im Absterben begriffenen Stücke werden herausgeholt. An einzelnen Stellen des Schneegebirges läßt man sogar diese unbehelligt, so daß im dortigen „Toten Wald“ schier gespensterartige Skelette zu sehen sind.

In jenen Höhenlagen werden die Verkrümmungen hauptsächlich durch den Druck der oft mehrere Meter hohen, teilweise zu Eis umgeschmolzenen Schneemassen hervorgerufen; selbst der Stamm jüngerer Bäume kann, den Winter über in dieser Lage festgehalten, sich später nicht wieder voll aufrichten, doch bringt er wohl den Endteil durch jene Aufwärtsbiegung allmählich in senkrechte Stellung. Auch in niederen Lagen kann das Bäumchen in besonders strengen und schneereichen



Am Geiersberg (Zobten)

Aufn. H. Semm-

Wintern diese Umformung annehmen, die es auch bei kräftigem Weiterwachstum beibehält. Von den anfangs ringsum entfalteten Ästen verkümmern alle mit Ausnahme der jetzt oben stehenden; diese bilden später eine Reihe scheinbarer Nebenstämme, wodurch das Gesamtgebilde eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Harfe erhält, wie die Harfensichte im Walde von Zobten, Kreis Löwenberg. Eine ganz eigenartige „Duplizität der Säfte“ konnte man da an der östlichen Felswand der Bober-Talsperre bei Mauer sehen: noch jetzt schwebt dort eine prächtige Harfentanne selbst bei höchstem Stand des Wasserspiegels über dem Stausee, während die etwa 20 Meter tiefer fast genau unter ihr einst vorhandene, ihr äußerst ähnliche Harfensichte durch die Ertränkung vernichtet ist.

Von dem Stamme ist bei unseren beiden sonst nicht viel zu sagen. Maserbildungen, wie sie

an Eichen, Birken u. a. zuweilen in abenteuerlichen Gestalten auftreten, scheinen hier nur sehr selten vorzukommen; nur von einer höchst merkwürdigen im Plottnitzer Walde habe ich das Bild in meine Sammlung von Glasbildern (schlesischer Naturdenkmäler*) aufgenommen. — Mannigfaltige Abwechslung im Endergebnis zeigt sich jedoch, wenn in sich selbst überlassenen Waldungen zwei Stämme derselben Art nahe beieinander aufgegangen sind; es kann u. a. zur Überwallung und Erwürgung des schwächeren durch den stärkeren, Verschmelzung der anfänglich getrennten zu einem mehr oder weniger geschlossenen Einzelstück, Drehungen des einen um den andern in den verschiedensten Graden kommen; für all derartiges finden sich Belege in unsern Bergwäldern.

*) Diese gegen 2600 Nummern zählende Sammlung, jetzt der Provinz geschenkt und im Landeshaus untergebracht, habe ich bisher in 120 schlesischen Ortschaften in passender Auswahl zu Vorträgen benutzt.

Zum Schlusse noch einige Worte über das Wurzelsystem der Fichte. Während die Kiefer fast ausnahmslos eine Hauptpfahlwurzel ins Erdreich treibt, die ihr nach Erreichung des Grundwassers fröhliches Gedeihen sogar auf recht armselig erscheinendem Sandboden ermöglicht, ziehen sich bei ihr bald mehrere annähernd gleichwertige Wurzeln in geringer Tiefe unter der Bodenfläche hin, die sich mittels ihrer Nebentriebe dermaßen verankern können, daß der Baum, zumal im geschlossenen Bestande, heftigen Sturmangriffen trotzen kann. Freilich erliegt er ihnen doch, wenn er nachträglich zu frei gestellt wurde, wie es bei dem Dolpersdorfer eingetreten ist; bei dem Sturze werden dann meistens viele Quadratmeter breite Teile der Bodenfläche mitsamt dem Wurzelwerk emporgerissen. Ein Teil des letzteren kann auch durch Unterspülung im Laufe von Jahrzehnten bloßgelegt werden, ohne daß der Stamm darunter wesentlich leidet; namentlich an Felswänden ergeben sich dann hier und da gar wunderliche Gestalten, wie bei der „Krokodilfichte“ im Scholzgrund bei Breitenhain. Auch die Entstehung der Stelzenfichten hängt mit dieser Flachwurzeligkeit zusammen; in früheren Zeiten keine Seltenheit, sind sie seit dem mit Stockrodung verbundenen Kahlschlage nur noch ganz vereinzelt zu sehen. * Läßt man die Stümpfe der geschlagenen Bäume im Erdreiche, so siedeln sich auf ihnen zunächst Moose an, die bald einen dichten Teppich bilden können; der in diese angeflogene Erdstaub ermöglicht dann jungen Fichten, die aus herzugeflatterten Samen aufgegangen sind, solange durchzuhalten, bis ihre an der Außenwand der Stubbe hinabgefrorenen Wurzeln in den Boden eingedrungen, genügend Nahrung zum Wachstum eines kräftigen Stammes herbeiführen, der auf ihnen nach dem Ausfaulen des alten Restes wie auf Stelzen schwebt. Es kann da u. U. zum Entstehen einer „Häufelfichte“ kommen, wie die Waldarbeiter solche einen fast rundum geschlossenen Hohlraum deckende Stücke nannten, weil man bei heftigen Regengüssen in derartigen Schutzhäuslein Unterschlupf finden kann.



Krippenspiel von Hanna Polke 1932



Gneisenau
nach einer Zeichnung aus
dem Jahre 1817
Aufn. C. Schumm

Neithardt von Gneisenau

Ein boden-
ständiger Schlesier

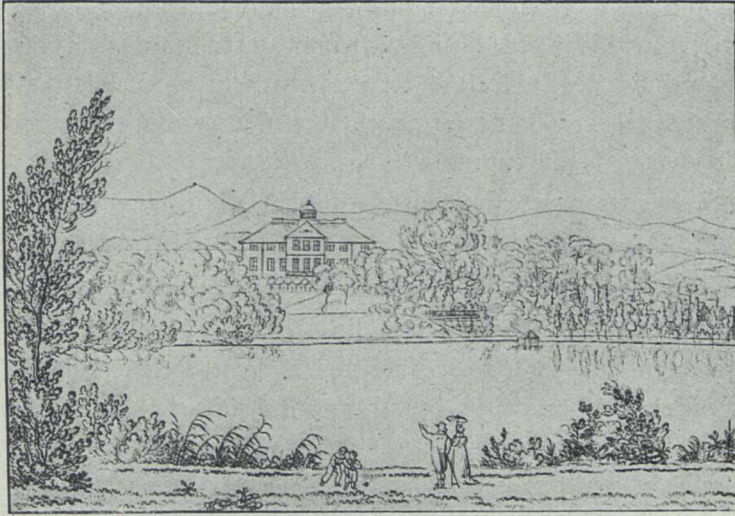
Als der Füsiliershauptmann Neithardt von Gneisenau nach einer längeren Abwesenheit aus Anlaß der Besitznahme Preußens an den thüringischen Reichsstädten nach seiner schlesischen Garnison in Jauer Ende Januar 1803 zurückkehrte, hatte seine Gattin Karoline, eine geborene Freiin von Kottwitz, einen lang gehegten Plan ausgeführt: sie hatte aus ihrem väterlichen Vermögen Grundbesitz erworben durch den Ankauf des Rittergutes Mittel Kauffung und dafür dem Vorbesitzer, Kammerherrn Freiherr von Trotschke, einen Kaufpreis von 61 000 Talern zugesagt. Sie war damit Erwägungen gefolgt, welche bereits öfters in der Familie gepflogen worden waren, und hatte davon Abstand genommen, eines der Vorwerke oder ein Haus in Jauer zu erwerben, nachdem die

Aussichten auf die Verleihung einer Majorstelle an ihren Gatten sich zerschlagen hatten, und für die weitere Zukunft mit einem Verbleiben der Familie in der schlesischen Heimat zu rechnen war. Trotzdem sie eine sorgfältige, vorsichtige und peinlich genaue Natur zu eigen hatte, war dieser Gutskauf durch mündliche Bindungen offenbar zustande gekommen, trotzdem der Kaufvertrag erst nach Rückkehr des Gatten abgeschlossen wurde, ohne daß sie ein umfassendes Urteil über die damit übernommenen Aufgaben und die Zukunft der damaligen Landwirtschaft besaß. Anhänglichkeit und Pietät mochten mitbestimmend gewesen sein zu dem Schritt, da das Rittergut Mittel Kauffung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bereits ihrem Vater gehört hatte. Der Kaufvertrag selbst datiert vom 16. Oktober 1803 und hat einen Nachtrag vom 1. März 1804.

Mittel Kauffung liegt im oberen Käßbachtale flußabwärts der Kauffunger Pforte, welche zwischen dem Mühlberg und Kizelberg einen engen Durchbruch für den Gebirgsfluß öffnet. Der Kalkreichtum der Berge wurde damals bereits ebenso wirtschaftlich genützt wie die Marmorbrüche, aus welchen Friedrich der Große Baumaterial in Berlin und Potsdam verwendet hatte.

Sowohl der temperamentvollen wie hilfsbereiten und wirtschaftlichen Veranlagung Gneisenaus entsprach es, daß er sofort seine angestregte Tätigkeit darauf verwandte, das Besitztum zu verbessern und den Betrieb rentabel zu gestalten, und trotzdem er vielleicht den Entschluß der Gattin nicht so ohne weiteres billigen konnte, schrieb er erfreut an seine Freunde über den Erwerb und gab sich den schönsten Hoffnungen hin.

Die Erwerbung des Landgutes fiel in eine Zeit, welche ähnliche tiefgreifende Umstellungen der Wirtschaft erlebte wie die Gegenwart. War im 8. Jahrhundert die Dreifelderwirtschaft in Deutschland eingeführt worden, welche alljährlich ein Drittel des Ackers als Brache liegen ließ, so brachte in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die fortschreitende Erkenntnis aus der Naturwissenschaft den Übergang zur Ausnutzung der Brache und später zur Fruchtwechselwirtschaft. Die gesamte Feldflur wurde nun nutzbar gemacht, und man erzielte damit eine gewaltige Ertragssteigerung, welche sich durch Vermehrung des Futterbaues nach dem Vorbilde in England auch auf die Viehhaltung erstreckte und damit wiederum bessere Düngungsverhältnisse schuf. Im schlesischen Gebirge erschloß man Gelände durch Rodungen und Abräumung von Steinmassen neu der Bewirtschaftung, weil die steigenden Getreidepreise auf die vorteilhafteste Ausnutzung des Besitzes hinwiesen. Die alte Kolonisationsarbeit aus dem 13. Jahrhundert fand eine neue Fortsetzung in ähnlichem, wenn auch größerem Ausmaße, als man sie heute noch in manchen Teilen der Sudeten und ihrem Vorlande dort beobachten kann, wo der Kampf mit dem Steingeröll Jahr um Jahr bei der Arbeit des Pfluges sichtbar wird. — Der Güterhandel hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Gegensatz zu den früheren Zeiten einen großen Aufschwung und Bedeutung im Wirtschaftsleben gewonnen und erhebliche Steigerungen der Güterpreise gebracht, so daß sich sowohl die Spekulation wie die Kapitalanlage auf den Grundbesitz richtete, — und das alles während schon das Wetterleuchten wirtschaftlicher und politischer Umwandlungen am Horizont sichtbar wurde. — Bereits einige Jahre nach dem Hubertusburger Frieden zeigten sich Agrarrevolten, welche wie ein flackerndes Feuer hier und da, bald stärker, bald schwächer, ausloderten. In Verfolg der Revolution in Frankreich, deren Gedanken auch auf den schlesischen Kleinbauern übersprangen, wurde die Auffässigkeit des Landvolkes stärker, und als die Reformpläne Friedrich



Schloß Erdmannsdorff zur Zeit Gneisenaus

Aufn. C. Schumm

Wilhelms III. gerüchtweise zur Verbreitung kamen, wurden vielfach Frondienste verweigert und höherer Lohn gefordert.

Gneisenau selbst hatte bereits 1798 im Hirschberger Kreise zweimal Säuberungsaktionen durchgeführt, auf welchen zwei Landleute erschossen wurden, worauf sofort die Ruhe wieder hergestellt worden war. 1804 mußte er wiederum mit 20 Offizieren und Unteroffizieren, 150 Füselieren und 50 Dragonern (jetzt zum dritten Male) einen Zug ins Gebirge ausführen, weil in Straupitz, Grunau

und Kunnersdorf bei Hirschberg die Bauern der Stadt Hirschberg als ihrer Grundherrschaft die Dienste verweigerten. Hier gelang es durch Unterhandlungen zu einem Ausgleich der Interessen und zur Wiederherstellung der Ordnung zu gelangen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Ablösung der Dienste waren in jenen Zeitläufen Bestrebungen, welche von einschneidender Bedeutung über kurz oder lang für den Großgrundbesitz werden mußten. Der Grunderwerb der Frau Karoline Neithardt von Gneisenau bedeutete also nicht die Schaffung eines ungetrübten Genusses der neuen Kapitalanlage.

Gegenüber dem auf allen damaligen Schwierigkeiten schauenden Rückblick mit seinen nicht gerade günstigen Schlußfolgerungen erfreut der Optimismus des Hauptmanns von Gneisenau in einem Briefe an seinen Erfurter Freund Siegling, in welchem er folgendes schreibt:

„Ich habe in meinen Beschäftigungen eine wesentliche Veränderung erlitten. Meine Frau hat nämlich ein ansehnliches Gut gekauft, daß, sofern Gott gut Wetter und tiefen Frieden schenkt, mich zum wohlhabenden Manne machen soll, indem keine Rubrik ist, die nicht zu verbessern stände. Allein diese Erwerbung erfordert auch meine ganze Tätigkeit. Das landwirtschaftliche Fach ist mir ganz fremd, und will ich nicht den alten Schlendrian walten lassen, so muß ich nun vom Ackerfatechismus an bis zur neuesten Ackerbauteorie alles studieren, und mich um den Rat verständiger Ökonomen kümmern. Da ich bei dem Gute eine große Brauerei habe, so fällt mir ein, ob mir nicht deine Erfindung einer neuen Mälzdörre von Nutzen seyn könnte. Unterrichte mich doch davon und in wie fern! —“

Hier tritt die Verbindung der gewerblichen Einrichtungen des Rittergutes Mittel-Kauffung in Erscheinung. Gneisenau förderte den Kartoffelanbau, und zum ersten Male wird dieser für den Ort in seinem Briefe an eine Breslauer Behörde vom 15. Mai 1805 erwähnt, in welchem er die Genehmigung zur Ausfuhr von Branntwein aus gedämpften Kartoffeln nachsucht. — Der Kalkabbau war der zweite gewerbliche Betrieb, und es wird in einem Schriftwechsel mit der Landschaft in Jauer von ihm angegeben, daß 22 Kalköfen mit Steinen und Holz von den Kauffunger

Bauern befahren werden mußten. — Wie glücklich er in dem Gedanken an dem Grundbesitz der Familie war, erhellt auch aus den folgenden Sätzen eines Briefes im Sommer 1806:

„Ich übergebe mich mit Eifer und einigem Erfolg der Landwirtschaft. Diese Beschäftigung hat so viel anziehendes für mich, daß ich in Versuchung kommen könnte meinen Soldatenrock auszuziehen und hinter dem Fluge herzugehen, wenn meine Mittel meinen Neigungen angemessener wären.“

Daß Gneisenau nicht nur mit Eifer, sondern auch unter Anwendung aller Neuerungen sich seinem zweiten Berufe hingab, zeigt ein Schriftwechsel, welcher 1806 mit der Schweidnitz-Jauerischen Fürstentumslandschaft geführt werden mußte. Bei der Landschaft war eine Denunziation eingelaufen, welche Gneisenau beschuldigte, ohne landschaftliche Genehmigung größere Waldflächen geschlagen zu haben. Damit ist die oben bereits erwähnte Rodungsarbeit für den schlesischen Gebirgsgrenzstreifen im Einzelfalle urkundlich nachgewiesen. Gneisenaus lange und geschickte Rechtfertigungsschrift legt klar, daß an Stelle des Waldes der Anbau von Esparsette treten würde, welcher in West- und Mitteldeutschland auf Böden mit kalkhaltigem Untergrund zu hervorragenden Erfolgen geführt hätte. Besonders aber interessiert ein Brief, welchen er kurz vor der Niederlage Preußens aus einem Quartier im Erzgebirge schrieb, weil in ihm auch die politische Bewegtheit und die Probleme der Zeit, sowie die Einstellung Gneisenaus dazu niedergelegt sind:

„Da meine kostspieligsten Einrichtungen nun meist gemacht sind, so befiehlt einem die Klugheit, mit dem Holze schonender umzugehen und ich werde gewiß meinen Vortheil nicht verkennen. Allein, wenn ich von einem in meiner Wirthschaft anzulegenden Kapital hohe Vortheile erwarten konnte, so war es gewiß nicht unrecht gehandelt, wenn ich dieses Kapital aus dem Forst nahm, statt meinen Kredit zu sehr zu spannen, und selbst von einer Verminderung der Hölzer ließen sich für die Zukunft höhere Holzpreise erwarten.“



Erinnerungsblatt für Gneisenau

Aufn. C. Schumm

Wir haben aufs neue den Schild erhoben und wahrlich für eine große Sache. Es kommt darauf an, ob wir uns sollen geduldig das Joch auf den Nacken legen lassen, oder ob wir als Männer unsere Selbständigkeit verfechten sollen. Noch stehen wir hier und warten unserer ferneren Bestimmung. Die Franzosen ziehen sich zwar zurück, wahrscheinlich aber nur, um sich zu konzentrieren. Auch Österreich zieht bei Eger eine Armee von 60 000 Mann zusammen, ob mit uns? läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Die egoistische Politik der Mächte könnte sie wohl verleiten, dem Kampfe noch zuzusehen und den Erfolg abzuwarten. Bonaparte wird nun freilich versuchen, uns zu besänftigen und von der Koalition zu trennen, ich hoffe aber, daß man den Moment nicht versäumen wird. Schon spricht man von einem Kongreß. Pohlen soll wiederhergestellt werden; der Großfürst Konstantin ein Etablissement erhalten; der Kurfürst von Sachsen woandershin verpflanzt werden; wir einen Teil Kursachsens, der Erbprinz von Weimar den übrigen erhalten. Das sind alles unreife Projekte, deren Zeitigung noch zu erwarten ist. Hat man doch schon sogar gesagt: ein geheimer Artikel des Preßburger Friedens bestimme dem Erzherzog Karl ganz Schlesien unter dem Namen eines Großherzogthums zum Erbtheile. Ich lasse mich durch solche Sagen nicht irre machen, und denke, mit den Waffen in der Hand, wenn wir tapfer sind, lasse sich alles viel besser erörtern. Übrigens ist die Ernte hier zu Lande weit unter der anfänglichen Erwartung und unter dem mittelmäßigen, dieser Theil Kursachsens mit Menschen überfüllt und wir Waffenträger erschweren noch der ärmeren Klasse ihr ohnehin hartes Loos.

Leben Ew. Hochwohlgeboren froh, glücklich und ungestört. Ich empfehle Hochdero Schutz meine Frau, bezeuge Ihrer Frau Gemahlin meinen Respekt, sowie Ihrem Herrn Schwager und Frau Schwägerin, begrüße das Schwarzwaldler Haus, und bitte Sie, die Versicherung der dankbarsten Hochachtung anzunehmen, womit ich mich immer nenne

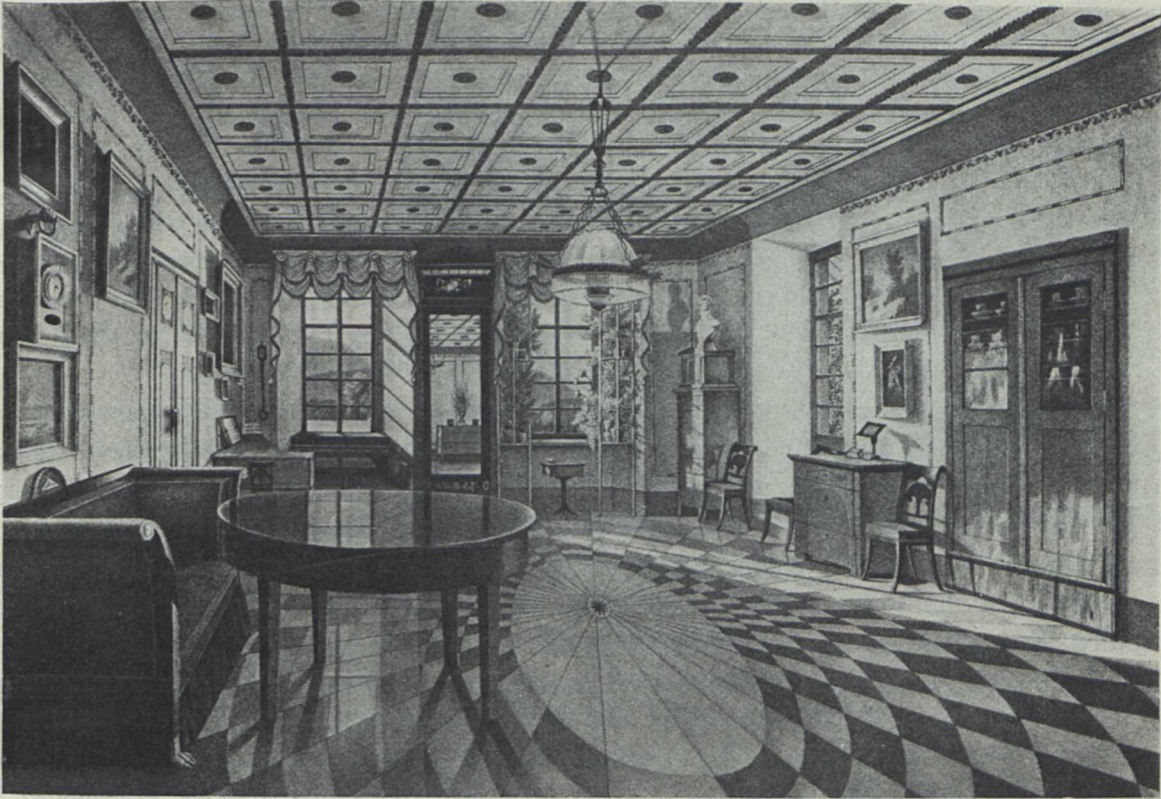
Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Freund und Diener
N. v. Gneisenau

Kunnersdorf, 2 Meilen vor Freiburg im Erzgebirge, den 18. September 1806."

Die Verhältnisse durch den unglücklichen Krieg gestalteten sich für Gneisenaus Wirtschaft schwierig. Die Franzosen waren vom 6. bis 13. Oktober 1807 in dem großen Dorfe Kauffung mit seinen zehn Rittergutsanteilen in Quartier gewesen. Im Winter hatten sie weitere zwei Monate und im Frühjahr 1808 vier Monate dort verbracht. Verluste dadurch waren unvermeidlich. Als Major und Kommandeur von Kolberg berichtet Gneisenau von dort aus an die Ministerin von Trübschler:

„Das Unglück des Krieges hat auch mein Eigenthum ergriffen. Nachdem ich im Felde ausgeplündert worden, wurde ich auf meinem Gute gebrandschatzt. Da sitzt nun meine Frau mit 6 Kindern! Wovon die erzogen werden sollen, wissen die Götter. Doch mit einem freiem Sinn und redlichem Herzen kommt man über alles weg.“

In der Solgezeit brachten die militärischen und politischen Ereignisse Gneisenau jahrelange Abwesenheit von seiner schlesischen Heimat (fünf Jahre konnte er Weihnachten nicht bei seiner Familie sein), und währenddessen lag die Last der Wirtschaft auf den Schultern seiner Frau. Pläne auf Verpachtung oder Aufteilung des Gutes (letztere war erst durch das Oktoberedikt möglich geworden) lehnte er aber ab, obgleich ihn in der Solgezeit immer neue Pläne infolge seiner Sorgen bestürmten.



Wohnzimmer im Schloß Erdmannsdorf

Aufn. C. Schumm

In den schweren Ereignissen von 1809, die bereits die Kriegsgefahr erkennen ließen, bestellte er aus der Ferne brieflich sein Haus, als er schrieb:

„Das Ungewitter rückt näher und nächstens schwebt der Donner über unserm Haupte. Daß nur der Sturm eure schönen Gluren nicht vernichte. Wappne dich indessen mit Standhaftigkeit gegen Unruhe und Besorgnisse und präge den Kindern ja recht tief ein, welche Schicksale ihnen bevorstehen können, damit sie sich daran gewöhnen, dem Unglück ins Auge zu sehen, und ihre Wünsche mehr auf innere Kultur als äußeren Wohlstand zu richten. Letzterer ist so vergänglich, und nur die innere Kultur begleitet durch das Leben.“

Da das Gut Mittel Kauffung ihn immer wieder in neue Ausgaben verwickelte und alle seine Bemühungen erfolglos waren, trotzdem Brennerei, Brauerei und Viehzucht in jeder Beziehung neben dem sonstigen Betriebe ausgenutzt wurden, gewann die Absicht des Gutsverkaufes an Bedeutung. Zunächst versuchte er aber seiner Bedrängnisse Herr zu werden und die Zukunft seiner Familie zu sichern dadurch, daß er durch Vermittlung von Clausewitz und Scharnhorst an den König herantrat, welcher in Anerkennung der hohen Verdienste Gneisenaus ihm wirklich durch Verleihung einer Erbpacht half. Zwischen den königlichen Willen und Gneisenaus Erfolg aber stellte sich hindernd die damalige Bürokratie, indem sie den Erlaß — wonach Gneisenau eine Domäne von 1500 Talern Einkommen erhalten sollte — dahin auslegte, daß der neue Erbpächter diesen Betrag jährlich in die königliche Kasse zu zahlen habe! Infolgedessen schrieb Gneisenau im November 1810:

„Es ist nichts daraus geworden. Man hat eine andere Auslegung in den königlichen Befehl gelegt. Ich habe demnach der königlichen Wohlthat entsagt. Indessen darbe ich mit den meinigen und entwerfe Pläne für die Zukunft. Ich sehe das öffentliche Unglück und das Meine herannahen, ohne daß ich es beschwören kann.“

und ebenso im Januar 1811:

„Meinen Privatwohlstand sehe ich zusammt dem öffentlichen vernichtet und für meine Dienste bin ich ohne Gehalt ohne Pension und ohne Remuneration. — — Möchte es mir möglich seyn, mich in dieses Gebirgstal von Kauffung auf ewig zu vergraben, so aber ist es nur ein Gasthof bei meiner Frau, wo ich abgestiegen bin, solange es Gott, meinen Gläubigern und — Napoleon gefällt, und wo ich vor der Hand eine theure Zechen bezahle, an Geld und an Gemütsruhe.“

Am 18. März 1811 fand mit dem Staatskanzler von Hardenberg eine geheime politische Zusammenkunft in Tempelberg bei Berlin statt, wo nun endlich auch die privaten Nöte Gneisenaus eingehend besprochen wurden, um zu verhelfen, daß er die bedeutenden Vorschüsse seiner Freunde abtragen und aus der bedrängten Vermögenslage befreit werden konnte. Der König erteilte ihm eine Anweisung auf 37 500 Taler zum Ankauf einer Domäne oder eines geistlichen Gutes, und nunmehr wirklich die Einkünfte der Amtshauptmannschaft Zehden unter Nachzahlung aller Einkünfte seit dem 1. Juli 1809. Der königliche Erlaß schloß mit den Worten:

„Ich hege, indem Ich Ihnen diese Beweise Meiner Achtung und Meines Wohlwollens gebe, die Überzeugung, daß Sie auch fernerhin bereit seyn werden, Mir und dem Staat in vorkommenden Fällen nützliche Dienste zu leisten.

Berlin, den 18. März 1811.

Friedrich Wilhelm.“

Nach einigen weiteren Schwierigkeiten der Bürokratie, welche ihn zu der brieflichen Feststellung veranlaßten: „Was kümmert jene zögernde Bürokraten meine Noth?“ kam er aber schließlich in den Genuß der zugesagten Bezüge und im Juli 1811 durch Übertritt in den Zivildienst als Staatsrath zu einem Monatsgehalt von 2500 Talern. Damit hatten die wirtschaftlichen Nöte augenscheinlich ihr Ende erreicht; denn der Briefwechsel geht fortan auf wirtschaftliche Nöte, wie die vordem geschilderten, nicht mehr ein. Auch jetzt führte die Gutsangelegenheiten seine Frau zusammen mit einem Verwalter weiter, weil Gneisenau mit dem folgenden Dekret verfügte Entlassung:

„Da ihre Angelegenheiten gegenwärtig eine Entfernung von Dienstgeschäften erforderlich machen, so will Ich Ihnen die nachgesuchte Entlassung von Ihrem Posten als Staatsrath hiermit bewilligen, indessen Ihnen die Amtshauptmannschaftlichen Einkünfte, die Ich Ihnen als ein Anerkenntniß Ihrer Verdienste beigelegt habe, belasse.

Berlin, den 9. März 1812

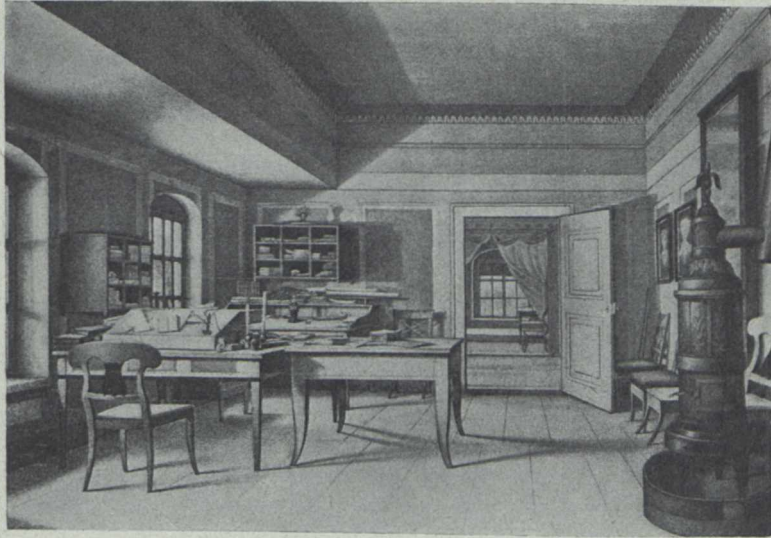
Friedrich Wilhelm.“

während in einem weiteren Geheimschreiben die Fortzahlung des bisherigen Gehalts hinzugefügt wurde, nun Gneisenau lange und weite Reisen als politischer Unterhändler nach Rußland, Schweden und England unternahm. Als er am 25. Februar 1813 nach Deutschland zurückkehrte, befand man sich bereits in voller Rüstung zum Widerstande gegen Frankreich und mit Friedrich Wilhelms „Aufruf an mein Volk“ trat Gneisenau als Generalmajor und späterer Generalquartiermeister in die schlesische Armee ein.

Die großen Verdienste des genialen Feldherrn und Staatsmannes zu schildern, ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit. Es genügt hier nur die Feststellung, daß der eigentliche Überwinder Napoleons unser

nunmehriger Generallieutenant Graf Neithardt von Gneisenau wurde, der in seinen unausgesetzten, Jahrzehnte füllenden Studien der napoleonischen Kriegführung und Politik sowohl Vorzüge wie Schwächen dieser und der großen Fähigkeiten des Korps erkannte und ihn schließlich mit seinen eigenen geistigen Waffen niederzwang.

Die Verhältnisse des Rittergutes Mittel Kauffung hatten sich inzwischen keineswegs günstiger gestaltet. Der Amt-



Gneisenaus Arbeitszimmer in Schloß Erdmannsdorf

Aufs. C. Schumm

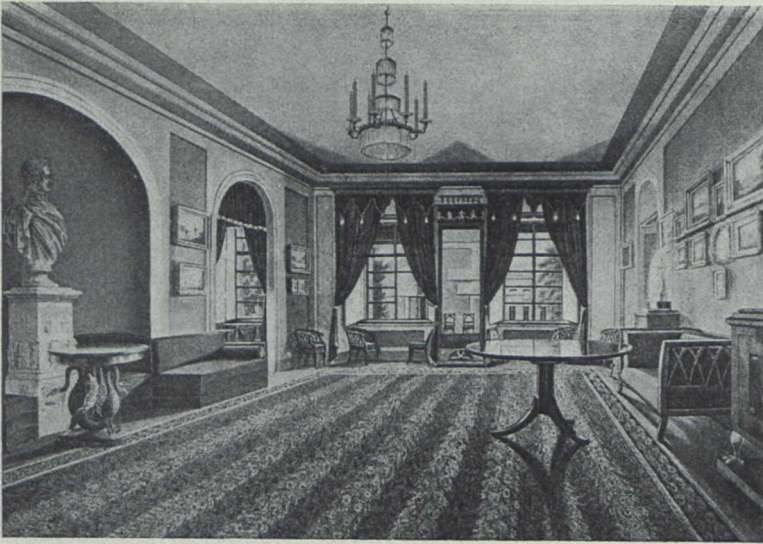
mann hatte Gneisenau betrogen und in den letzten 3¹/₂ Jahren nur wenige hundert Taler als Gutseinkünfte abgeführt. Die Lösung dieses Besitzverhältnisses war danach zweckmäßig und nur noch eine Frage der Zeit. —

Als Gneisenau von seinem Posten als Kommandierender General des Generalkommandos am Niederrhein sich auf unbestimmte Zeit beurlauben ließ, wurde Mittel Kauffung aufgegeben, denn mit Verkaufskontrakt vom 7. November 1816 erwarb das vielfach verbesserte Gut für 70 000 Taler Friedrich Wilhelm Graf von Kalkreuth im Tausch mit dem Rittergute Erdmannsdorf zwischen Hirschberg, den Falkenbergen und der Schneefoppe. Mittel Kauffung hat scheinbar keinem seiner Besitzer Glück gebracht, denn schon 1820 erwarb es ein Premierleutnant Kanthar, 1833 ein Ökonom Selbmann in der Zwangsversteigerung für 30 610 Taler und 1837 unterlag es der „totalen Dismembration“. Das Restgut kam 1844 in gerichtliche Zwangsverwaltung unter einem neuen Besitzer Rudolf, und 1853 bestand das Restgut nur noch aus Wohnhaus und Garten, das am 18. Januar 1854 einem Inwohner Müller in der Subhastation für 980 Taler zugeschlagen wurde. Heute noch steht im Wesentlichen unverändert das Wohnhaus des ehemals Gneisenau'schen Besitzes, in welchem 1 Jahrzehnt lang die Sorge umging, während Preußen seine schwere Niederlage und sodann seinen Aufstieg erlebte. Gneisenaus eigene Grabrede für seinen ehemaligen Besitz ist in einem Briefe an Frau von Clauswitz vom 27. November 1816 enthalten:

„Ich habe nämlich mein sorgenschweres, Unheilbringendes, Zwisterregendes Mittelkauffung gegen Erdmannsdorf, zwischen Schmiedeberg, Warmbrunn und Hirschberg gelegen, vertauscht.“

und in dem gleichen Briefe schildert er begeistert das Idyll von Erdmannsdorf, dem er trotz späterer Verleihung der Domäne Sommereschenburg als Dotation bis zum Tode treu blieb:

„Da sitze ich nun und lasse mein hiesiges Haus zur Winteraufnahme meines zahlreichen Hausstandes einrichten, lasse verfallene Wirtschaftsgebäude abtragen, um sie gefälliger und schicklicher da aufzubauen, wohin sie eigentlich gehören. Da ich hier mit Buchwald Stohnsdorf, den Gütern der Grafen Schaffgotsch und Mattuschka und



Salon im Erdmannsdorfer Schloß

Aufn. C. Schumm

der Stadt Hirschberg Gränze, so fehlt es nicht an Gesellschaft und Besuchern, und ich habe meine nachbarlichen Obliegenheiten treulich erfüllt. So lebe ich in den Freuden und Erwägungen einer neuen Schöpfung. Die Gegend ist himmlisch, die Mittagsseite großartig, die Mitternachtsseite höchst lieblich. Da sind Wälder und Teiche, und Waldung und die schönsten Wiesen. Ich hoffe, mit einiger Verstandsanstrengung eines der schönsten Güter zu bilden, die die Erde hat.“

Das Gut hatte 1000 Morgen Ackerland, 350 Morgen Wiese in ebener Lage. Südlich der Wohnung erhob sich „das hohe Schauspiel des Riesengebirges“, die Schneekoppe gerade vor seinem Fenster, und es ist eine erfreuliche Tatsache, daß sich treue Hüter für Andenken jener Zeit gefunden haben, so daß wertvolles Bildmaterial aus dem Besitz des Fräuleins Martha von Chaumontet in Erdmannsdorf auf uns gekommen ist. Das Arbeitszimmer des Generalfeldmarschalls sowie das Wohnzimmer und der Salon seiner Gattin sind uns darin erhalten geblieben und zeigen in ihrer Einrichtung sowohl den unermüdlischen Arbeitsgeist Gneisenaus, wie im Stile jener Zeit die vornehme und kunstsinige Lebensauffassung der Ehegatten, trotzdem alles die Gemütlichkeit eines schönen Familienlebens atmet. Diese Gedanken drückt Gneisenau mit den Worten aus:

„Wohin man sich hier wendet, entdecken sich immer neue Landschaften. Was dieser herrlichen Gegend einen neuen Schimmer in meinen Augen verleiht, das sind die Erinnerungen meiner Jugend, und das langentbehrte ruhige Zusammenleben im heimatlichen Haus mit meinen Kindern. Die fast zu zärtliche Liebe zu diesen Geschenken des Himmels ist, wie Sie wissen, meine schwächste Seite.“

Die Geselligkeit im Haus Gneisenaus verschönte nicht nur das Familienleben in Erdmannsdorf, sondern war auch für die Nachbarn eine immer wieder gern gesuchte Abwechslung und Erholung. Unter einer Reihe von Berichten spiegelt das überzeugend eine Nachricht an die Generalin von Clausewitz im Spätherbst 1824 wider:

„Ich habe auf dem Ameisenberg die Felsblöcke ebenen, mit einer Brustmauer umgeben, und eine rundum laufende Sandsteinbank anbringen lassen. Die Rundsicht ist eine der schönsten des Gebirges. Dorthin ladete ich die Ruhberger und Sischbacher Häuser und das Buchwalder ein, und zwar nur zu Kaffee mit Kuchen und Eis. 2 Oktaven Kühe hatte ich in den dortigen Wald bestellt, mit reingestimmten Metallglocken versehen. Ein Klarinettenbläser saß im Gesträuch und ließ sein Instrument Schalmeienartig ertönen, und die Waldhornisten bliesen in einiger Entfernung Jägerstückchen. Das war alles und wenig genug; Die umgebende großartige Natur tat dabei mehr

als dieser geringe Apparat . . . ; für die Jugend hatte ich 2 Biwaffener und Kartoffeln mitgebracht, die freudig gebraten und gegessen wurden. Von den jüngeren Prinzen, von Wanda, Gerhard, August und Agnes.“ — — —

Die Jahre vergingen. Trotz des Altern blieb der Generalfeldmarschall der stets eifrig bestrebte Landwirt, der überragende Politiker, der glänzende Gesellschafter, treue Familienvater und eifrige Brieffschreiber. Sein Leben neigte sich in der ihm von Jugend auf eigenen Bescheidenheit und Demut dem Ende entgegen, und auf Geburtstagswünsche antwortete er am 10. November 1829:

„Daß ich je meinen 70. Geburtstag feiern würde, hatte ich nimmer gedacht. Wenn ich mein langes Leben überschau und die Wohltaten überzähle, die mir unverdient von Gott geworden, so ist mein Herz mit Dank erfüllt. Mein ganzes Leben erscheint mir wie ein Wunder.“

Als er am 6. März 1831 das Oberkommando in Posen übernahm, nachdem die vier östlichen preussischen Armeekorps aus Anlaß der polnischen Revolution mobil gemacht worden waren, hatte es ihm das Schicksal beschieden, daß er seine zweite Heimat, das ihm in einer 4¹/₂ Jahrzehnte langen Verwurzelung liebgewordene Schlesien, nicht mehr wiedersehen sollte. Er erlag am 23. August 1831 in wenigen Stunden der Cholera, und wie bescheiden er sein ganzes Leben lang in seinen Ansprüchen gegen König und Staat gewesen war, deren spätere Großmachstellung sich auf seine Taten gründete, mag noch zum Schluß ein Brief des Konprinzen (späteren König Wilhelm IV.) an Clausewitz aus Sanssouci vom 9. September 1831 darlegen, in welchem es heißt:

„Ich werde jetzt alles in Bewegung setzen, daß etwas besseres als eine bloße Pension getan werde. Der Seelige hat, ich glaube mehr als 12 Jahre, auf das Gouvernementsgehalt verzichtet (15 000 Taler jährlich) und das Feldmarschallsgehalt (12 000 Taler) nie bezogen. Etwas wirklich unbegreifliches!!! — Bei Lebzeiten arbeitete ich schon vergebens daran, daß ihm das Letztere, sei es auch nur als Dank auf Aufgeben des Ersteren zuteilwerde. Man kann sagen, der Staat ist ihm bey seinem Tode über 200 000 Taler schuldig geblieben. Nun wünsche ich, daß davon vielleicht nur $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{6}$ (wenn man nicht mehr geben will) angewendet werde, um der Familie seine Güter zu erhalten. Behalten wir Frieden, erleben wir noch ruhige Zeiten, so wird es ihm an einer Bildsäule nicht fehlen. Aber jeder Taler, den man dafür ausgeben wird, wird mir wie Sündengeld erscheinen, wenn nicht zuvor etwas ordentliches für sein Geschlecht geschehen, als Abtragung doppelter Schuld: der des Dankes und der des Nichtbezahlens!!“

Über den Teichspiegeln von Erdmannsdorf steht noch heute das Bild des blauen Kegels der Schneefoppe, rauschen in unserer Gegenwart die alten Eichen ein Lied von dem Helden, welcher hier seine letzte Ruhestätte finden wollte, aber schließlich doch in Sommerschenburg beigesetzt wurde, weil König Friedrich Wilhelm III. Erdmannsdorf erwarb und sein Nachfolger es zu einem königlichen Sommerbesitz ausbaute. Unvergeßlich aber bleibt das Andenken — welches immer wieder aus den stillen Erzählungen der Mutter Natur in unser Gedächtnis klingt — an August Wilhelm Anton Graf Neithardt von Gneisenau, der in der Wurzel ein Süddeutscher war und dort Kindheit und Jugend verbrachte, aber ein echter Schlesier wurde, der mit seiner zweiten Heimat innig verbunden war und in ihr fortlebt.

C. S.



Lesesaal

Aufn. 49. Semm

Aus der Breslauer Stadtbibliothek

Von Michael Gelenau.

Dasjenige Volk kann sich der größten inneren Ausgeglichenheit und damit der stärksten Entfaltung seines Volkstums erfreuen, dessen einzelne Schichten das Glück einer angeglichenen gründlichen allgemeinen Geistesbildung haben. Lebendige Quellen des Wissens sind öffentliche Büchereien, sie müssen nur recht ausgiebig benutzt werden. Der Wissensdurstige und Bildungshungrige weiß, daß er im Lesesaal einer öffentlichen Bücherei das Wissen über sein Volk und sein Heimatland, über die Gebiete der Naturwissenschaften, der Volkskunde, der Geschichte, der Religion, der Technik, der Wirtschaft, der Politik bereichern kann. Vielen Volksgenossen aber ist eine öffentliche Bücherei nicht nur unbekanntes Land, sondern ein völlig unbekannter Begriff. Wie sind denn öffentliche Büchereien entstanden?

Ein Blick auf eine Übersichtskarte deutscher Bibliotheken gibt uns die Antwort. Die Fürstenthümer Mittel-, West- und Süddeutschlands besaßen eigene öffentliche Bibliotheken, die aus den Privatbüchereien der Monarchen hervorgingen, sie wurden vielfach den Büchereien der Landesuniversitäten überwiesen, die ja gleichfalls Schöpfungen dieser Fürsten sind. Die vielen alten und reichen

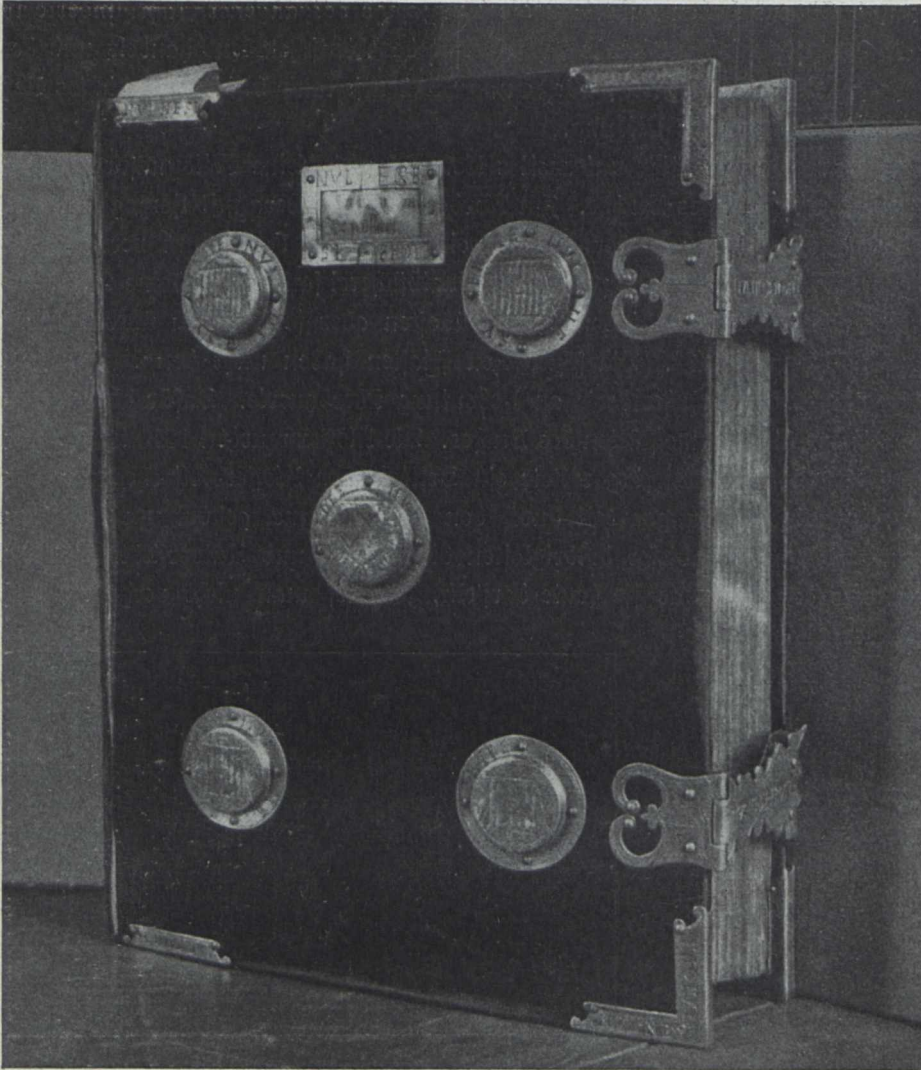
Städte des Westens und Südens haben außerdem die Buchschätze vergangener Jahrhunderte in Büchereien gesammelt. Leipzig wird der große Mittelpunkt des deutschen Buchhandels und des gesamten Büchereiwesens. Überall in Mittel-, West- und Süddeutschland besteht ein dichtes Netz deutscher Büchereien, Quellen deutscher Bildung.

Wie sieht es im Osten aus? Wenig Städte und weites Kolonieland. Keine Teildynastien. Zwei Eckpfeiler tragen die deutsche Kultur des Buches. Im Nordosten Königsberg mit Herzog Albrecht, dem Hohenzollern, der den geistlichen Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum verwandelte, die Universität Königsberg gründete und eine prächtige Privatbücherei sammelte. Seine Lieblingswerke ließ er in prachtvolle Silberdeckel binden. Im Südosten aber fehlt es an überragenden Persönlichkeiten aus fürstlichem Geblüt. Die schlesischen Pfaffen haben nicht den Ruhm, eine Bücherei geschaffen zu haben, die Jahrhunderte an Bedeutung überdauerte. Dafür aber waren schlesische Klöster und Kirchen die Sammelstätten des Buches. Die Klöster wurden 1810 in Preußen aufgehoben. Der geniale 28jährige Büsching rettete ein Drittel aller Klosterbibliotheken in das Sandstift zu Breslau, bis seine Bergungsarbeit durch den Amtschimmel gestört wird und ein klägliches Ende nimmt. Wenn trotz dieser Widrigkeiten die Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau zu dem geworden ist, was sie heute darstellt, so darf man nicht vergessen, daß 1810 die acht Breslauer Klosterbüchereien allein etwa 72 000 Bände umfaßten.

Die Stadt Breslau aber hatte das Glück, im 16. Jahrhundert eine Familie unter ihre wohlhabenden Bürger zu zählen, die mit dem Geistes- und Kunstleben der schlesischen Hauptstadt zur Zeit der Reformation unlöslich verbunden ist: die Patrizierfamilie Rhediger. Ein Sohn dieser Familie, Thomas Rhediger, gestorben 1576, vermachte seine kostbare Bücherei, die er auf langjährigen Reisen in den Niederlanden, Frankreich, Italien und England gesammelt und in seinem Hause zu Köln untergebracht hatte, zweien seiner Brüder mit der ausdrücklichen Bestimmung, sie zu Breslau, seiner Vaterstadt, dem öffentlichen Gebrauch zugänglich zu machen. 1581 kommt die Bücherei in Breslau an. Sie bleibt jahrhundertlang in einem Anbau der Elisabethkirche aufbewahrt, geht 1645 in den Besitz der Stadt über und erhält im 18. und 19. Jahrhundert



Thomas Rhediger, zeitgenössisches Gemälde Aufn. v. Semm



Einband der „Chroniques des Jean froissart“

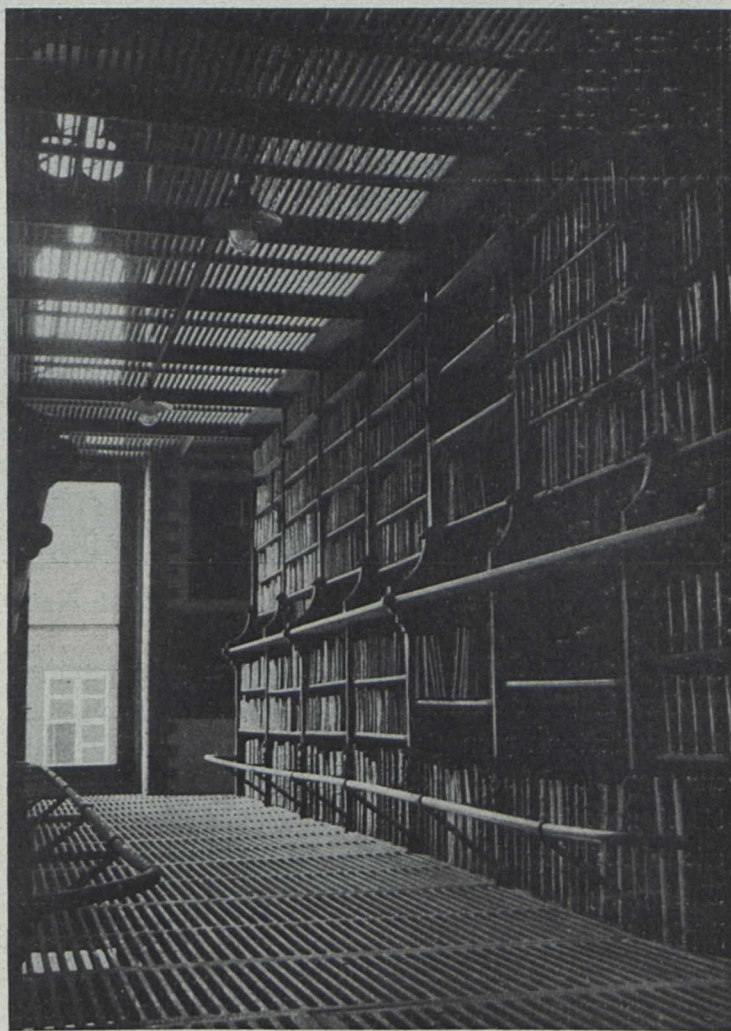
Infn. H. Semm

reiche Zuwendungen durch Stiftung privater Büchereien aus adligem und bürgerlichem Besitz. 1811 wird der vergebliche Versuch gemacht, die inzwischen mächtig angewachsene Büchersammlung Rhedigers mit den beiden Kirchenbibliotheken von Maria Magdalena und St. Bernhardin und Teilen der Ratsbücherei zu einer Stadtbibliothek zu vereinigen. Aber erst 1865—1867 gelingt diese Zusammenfassung zur Breslauer Stadtbibliothek. Sie bezieht ihr eigenes Heim in dem damals neu erbauten Stadthause am Ring. 1891 wird ihr zusammen mit der Sparkasse ein eigenes Heim am Roßmarkt gebaut. 1907 wird sie erweitert, und seit 1932 bewohnt sie mit dem Ratsarchiv das rote Haus am Roßmarkt allein. Wer die hochgewölbten Hallen der Ausleihe und des Lesesaales betritt, der lasse sich zuerst einmal das Schriftchen „Wissensnötiges und Wissenswertes für den Besucher“ geben. Darin wird er nämlich finden, welchen unendlichen Reichtum

auf den verschiedensten Gebieten diese vorbildliche Bücherei mit ihren 300 000 Bänden umfaßt. Die Schlüssel zu den Schätzen der Bibliothek aber sind ihre Kataloge. Der riesige Bandkatalog, der zwischen 1860 und 1870 angelegt wurde, umfaßt bis zum Jahre 1930 284 Soliobände. Seit 1931 ist er von einem Zetteltatalog abgelöst. Daneben gibt es Kataloge für die einzelnen Gebiete, so einen Katalog für Flugschriften oder für Lutherdrucke und viele andere. Unter den Sonder-sammlungen ist besonders heute, da die Familienforschung zwangsläufig wieder zu Ehren kommt, die Sammlung von 32 000 Einzeldrucken von Familienschriften des 16. bis 20. Jahrhunderts zu erwähnen. Sammlungen von Edikten, also gedruckten obrigkeitlichen Verordnungen, eine Sammlung von Schulprogrammen und eine äußerst wertvolle und reiche Sammlung von Land-karten, Stadtplänen und Stadtübersichten von etwa 7000 Einzeltüden, eine Porträtsammlung von 8000 Einzelblättern und eine hervorragende Musiksammlung vom 16. bis 20. Jahrhundert schließen sich den Druckwerken an. Wenn man bedenkt, daß allein vier Kataloge diese letzte Sammlung erschließen, von denen jeder ein historisches Werk ersten Ranges ist, wird man den Umfang und den Wert gerade dieser Samm-lung ermessen können.

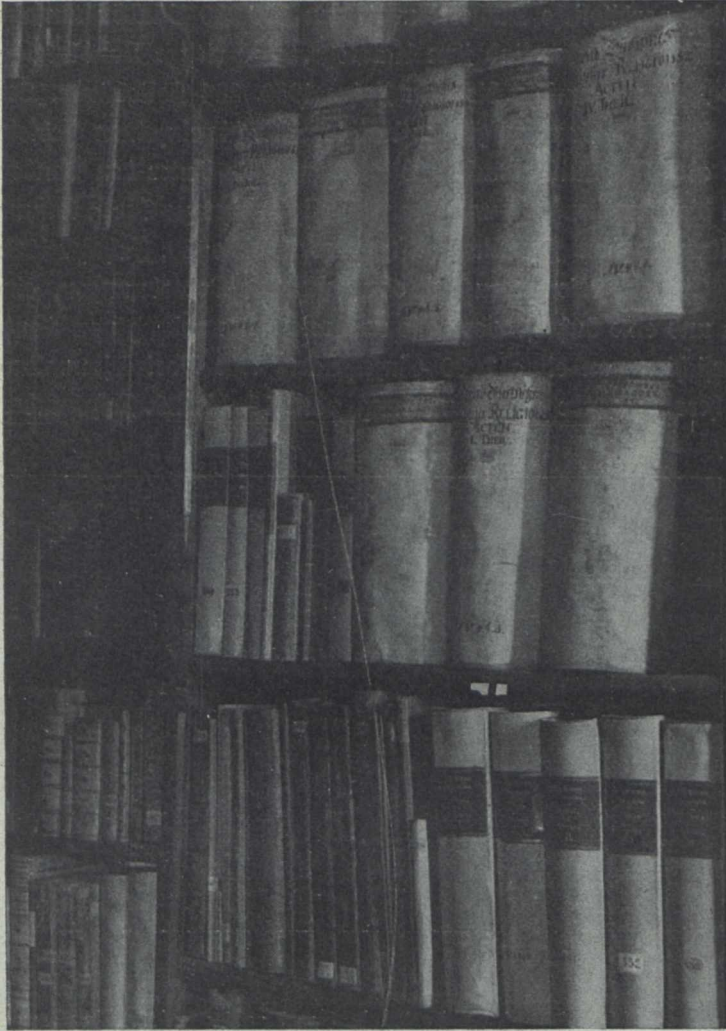
Zu dem Wertvollsten der Breslauer Stadtbibliothek aber gehört die 5000 Bände um-fassende Handschriftensam-mlung. Die älteste ist eine latei-nische Evangelienübersetzung aus dem 7. Jahrhundert, und die künstlerisch schönsten sind die beiden burgundischen Per-gamenthandschriften des Va-lerius Maximus und die welt-berühmte vierbändige Chronik des Jean Froissart.

Beide Chroniken sind um 1450 geschrieben und herr-lich geschmückt. Für einen ehrfurchtsempfindenden und Schönheitsempfänglichen Menschen ist der Anblick der Bilder und Randleisten dieser Chroniken ein tiefes



Blick in das Magazin

Auf. H. Semm



Wertvolle Bände in der Schlessen-Abteilung

Auf. H. Semm

Erlebnis. Die alten Farben leuchten in unwahrscheinlicher Frische. Die Bilder der geschichtlichen Ereignisse sind bis in die kleinste Einzelheit ausgeführt, daher ist der Kodex Froissart eine unerschöpfliche Fundgrube zur Kulturgeschichte germanischen Volkstums im späten Mittelalter. Gerade aus den Bildern dieser Handschrift geht deutlich hervor, daß die Kultur des 15. Jahrhunderts in Burgund, in den Rheinlanden und in Süddeutschland in ihrer großen Linie die gleiche ist. Gemeingut aber ist die gotische Freude und Liebe zu Pflanzen und Tier und die gedankentiefe Anwendung der ewigen sich gleichbleibenden Natur zur Verzierung der Randleisten.

Der Forscher schlesischer Orts- und Baugeschichte aber findet alles, was er sucht, in des fleißigen Friedrich Bernhard Werners *Topographia Silesiae*, die dieser unermüdliche Wanderzeichner in sechs

Jahre langer Arbeit in sechs Soliobänden zusammentrug. Wer aber das 16. und 17. Jahrhundert in seiner Kulturgeschichte verspüren will, der taste sich an die Brieffsammlung dieser Jahrhunderte in zehn Soliobänden heran. Das Verzeichnis der Brieffschreiber und der Brieffempfänger umfaßt allein acht Bände. Köstlich ist noch eine delikate Sammlung von Stammbüchern, die eine wertvolle Hilfsquelle für Familienforscher sein kann und künstlerisch ebenso erfreulich wie kulturell interessant ist. Das Gebäude der Stadtbibliothek ist 1891 errichtet. Seine technische Einrichtung ist auch heute noch nach 42 Jahren imponierend. Die vier Geschosse sind durchsichtig. Die Fußböden bestehen aus gußeisernen Rosten, so daß die Luft das ganze große Gebäude durchströmt, eine gleichmäßige Wärme herrscht und nichts von Staub oder dumpfem Büchergeruch zu verspüren ist. Die kostenfreie Benutzung des schönen Lesesaales mit seinen 6000 Bänden und 500 Zeitschriften ist eine Wohltat. Der große Leihverkehr der gesamten Bücherei aber ist einfach und wird durch die geringen Gebühren von 10 Pf. pro Band und Monat erleichtert.

Schlesien kann stolz sein auf seine größte Stadtbibliothek. Dieses Grenzland muß auch in seinem Büchereiwesen zum Bollwerk deutscher Kultur ausgebaut werden. Das Volksbildungswesen wird vertieft durch ein Netz von Volksbüchereien, die in fast jeder schlesischen Stadt zu finden sind. Der äußerste Vorposten der Buchkultur im Südosten des Reiches ist die ober-schlesische Landesbibliothek, die jetzt von Ratibor nach Beuthen verlegt werden soll. Sie ist die jüngste Schöpfung und grüßt ihre ehrwürdige Schwester, deren Ursprung vier Jahrhunderte zurückliegt, aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammengefaßt wurde und seitdem von Jahr zu Jahr mit regerem Leben durchflutet wird. Wie ein Museum, so ist auch eine Bücherei nur dann lebendig, wenn sie von weiten Kreisen der Volksgenossen besucht wird. Der Quell mit den unermesslichen Schätzen seiner Kräfte springt; möge er nicht verinnen, sondern immer Wissensdurstige stärken und erfüllen mit Erkenntnis deutschen Wesens und deutscher Wissenschaft.



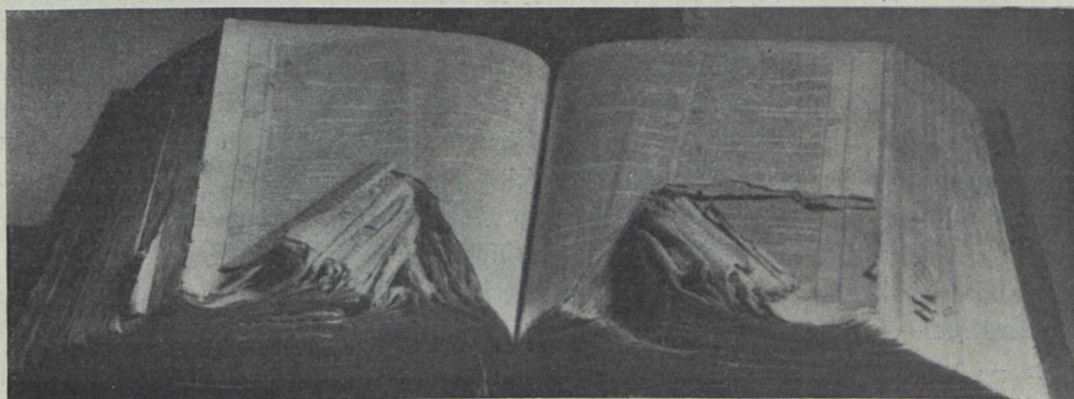
Zwei Miniaturen der „Chroniques des Jean Froissart“ 1468—1469

Auf. H. Semm

Luther-Schätze in unserer Bergstadt Landeshut

Von Hermann Bouffet, Zillerthal.

Unsere kleine Bergstadt Landeshut birgt herrliche Luther-Schätze, von denen kaum jemand etwas weiß. Diese Schätze befinden sich in der im Jahre 1728 gestifteten Wallenberg'schen Bibliothek, die Eigentum der evangelischen Pfarrkirche zur heiligen Dreifaltigkeit — der Gnadenkirche in Landeshut — ist.



Bibel mit Säbelschnitt

Aufn. U. Bouffet



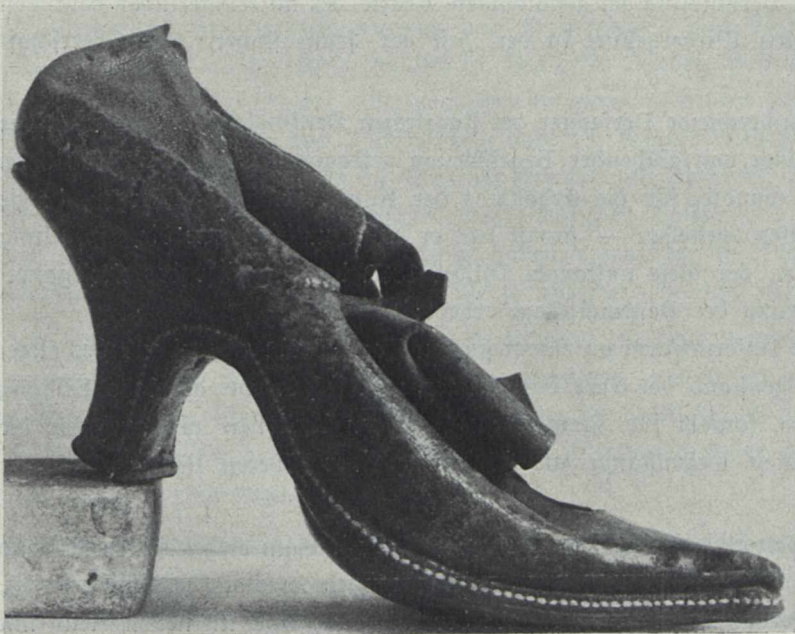
Schuh Luthers
Auf. U. Bouffet

Der heutige Verwalter der Bibliothek, Pastor Kretschmar, hat sich um die Auswertung der Schätze sehr verdient gemacht, ganz besonders, indem er dem Vikar Schian-Breslau die Durch-
arbeitung übertrug, und dieser hat mit ganzer Hingabe sich dem Werke gewidmet und besonders die Reformationserinnerungen herausgehoben und zu einer äußerst sehenswerten Ausstellung
zusammengebracht. Da sind Handschriften von Luther, Briefe an den Rat der Stadt Görlitz und
an Joachim, den Markgrafen zu Brandenburg. In der Schrift mit ihren markigen, sicheren und auch
wieder seltsam feinen Zügen steht der ganze Luther vor uns. Da sind Flugschriften und Send-
schreiben aus früher Zeit von 1519 ab. Welch eine Freude schon ihr äußeres Gewand: diese
schönen würdigen Drucke, die festen gotischen Lettern, das künstlerische Bildwerk, das wie für alle
Ewigkeit geschaffene Bütten — alles Zeugnisse völkischer Buchkultur jener Zeit. Die Titel er-
schließen wiederum in sich schon eine ganze große, geistige Welt des Neuerdens. Die Auslegung
des Vaterunser — von den guten Werken — von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu
gebieten — das Taufbüchlein verdeutscht — Unterschied des rechten und falschen Gottesdienstes
— Ursach und Antwort, daß Jungfrauen das Kloster göttlich verlassen mögen — von
Kaufshandel und Wucher. An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes: daß sie

christliche Schulen aufrichten und halten sollen — Ein Sermon von dem unrechten Mammon. Ganz besonders interessiert uns, daß eine dieser Schriften, nämlich die vom Unterschiede des rechten und falschen Glaubens, 1524 bereits in Breslau gedruckt ward. Welch ein Klang und Drang auch schon in der schlesischen evangelischen Kirche dank der Luthertat.

Nur wer sich recht vertieft in diesen Reichtum, dem fällt der Blick von ungefähr auf ein absonderliches Ding. Da steht ein Stöckelschuh, und wir erfahren, daß dieser Schuh der Gattin Luthers, Katharina von Bora, zu eigen gewesen. Es ist besinnlich, durch dieses Stück belehrt zu werden, daß es schon damals Stöckelschuhe gab und daß sie allgemein von Hausfrauen getragen wurden, denn etwas Apartes nach dieser Richtung hin hätte Meister Martinus seinem Ehegespons sicher nicht gestattet. Aber das andere freilich ist wichtiger: das klare und überzeugte Wort Luthers schon vom Jahre 1523, daß Jungfrauen das Kloster gottlich verlassen mögen. Luther riß bewußt eine Nonne aus ihrem Klosterleben heraus, führte sie ein in sein Haus, damit sie eine deutsche Pfarrfrau werde und diesem Hause Pfarrfinder schenke. Und gleich daneben noch so ein Stück von Leder, aber diesmal vom allerderbsten, ein Stück in schwerer, klobiger Form: Luthers Schuh. Weiß Gott, wer in dem Ding wanderte, ging wohl eines sicheren Schrittes über die Erde! Ein so schlichtes, hausbackenes Erinnerungsstück, und doch auch das redet seine Sprache.

In diesen Tagen aber, da wir gerade erst Luthers und des großen Werkes der Reformation mit besonderer, aus dem Geist unserer Zeit vertiefter Verehrung gedachten, fällt wohl vor allem ins Auge das Landeshuter Bibelbuch, das, obwohl es im 30jährigen Kriege Schweres erlitt, trotz seiner sehr sichtbaren Wunden erhalten blieb.



Schuh
Katharinas von Bora
Aufn. U. Bouffet

Die schlesische Denkmalpflege als nationaler Aufgabenkreis in der Arbeitsbeschaffung

Von Provinzialkonservator Dr. Günther Grundmann.

Alle Schöpfungen der bildenden Kunst sind in ihrer Gestaltung zugleich geist- und stoffgebunden, d. h. ihre geistige Idee bedarf zur sichtbaren Gestaltung der Umsetzung in den architektonischen, plastischen, malerischen, kunsthandwerklichen Werkstoff. Gehört aber der gestaltende Vorgang der Vergangenheit an, dann unterliegt von diesem Augenblick beginnend das Kunstwerk der Zerstörungsgefahr seines stofflichen Bestandes.

Hierbei kann man von einem gesetzmäßigen, d. h. im Werkstoff selbst begründeten Zerstörungsmuß sprechen, also von einem elementaren und einem willkürlichen, außerhalb des Werkstoffes im Menschen liegenden Zerstörungswillen.

Dem sterblichen Teil des Kunstwerkes steht als unsterblicher Teil geistiger Gehalt und künstlerische Form gegenüber. In dieser Zweifelt liegt zugleich das Besondere der Werke der bildenden Kunst in ihrem Verhältnis zur Frage des Besitzes. Sie sind nämlich als materielles Gut an das private Besitzrecht gebunden, als geistiges Gut aber sind sie Allgemeinbesitz des Volkes, ihre Erhaltung ist daher eine ideelle Aufgabe der Nation.

Gerade die Geburtsstunde der deutschen Denkmalpflege gibt uns eine Vorstellung des Ausmaßes und der Wirksamkeit dieses nationalen Idealismus. Im Jahr 1811 setzten sich die Brüder Boisseret für den Wiederaufbau der Kölner Domtürme ein, weil sie und mit ihnen das ganze junge Deutschland in diesem Bau ein Sinnbild des deutschen Geistes und der deutschen Religiosität, zugleich die Möglichkeit einer sichtbaren Verbindung der gestaltenden Kräfte des mittelalterlichen deutschen Geistes mit dem der nationalen Wiedergeburt in der Zeit der französischen Fremdherrschaft sahen.

Der nächste und eigentlich bahnbrechende Verfechter der staatlichen Denkmalpflege aber war der geniale Schinkel, der sich in seiner von glühender Begeisterung getragenen Eingabe von 1815 an die Verpflichtung des Staates wandte, für die Erhaltung der Kunstdenkmäler zu sorgen, da sie den nationalen Besitz des Volkes vorstellen — damit legt er die Grundlage für die Einstellung der kommenden Jahrzehnte, er, der diese nationale Pflicht 1832 im Angesicht des Striegauer Domes zur praktischen Forderung der Denkmalpflege erhebt:

„Jedes größere architektonische Unternehmen an einem solchen Bau ist ein Gegenstand des allgemeinen Interesses und ein Gegenstand der Ehre des Staates, weil sich daraus die beste Bildung unserer Zeit aussprechen kann, sowohl für Fremde aus anderen Nationen als auch für die Nachwelt. Dadurch werden diese Gegenstände zur Förderung einer höheren Bildungsstufe für das ganze Land.“

Diese Worte zeigen, daß die nationale Pflicht der Denkmalpflege nicht am einzelnen Gegenstand beginnt und aufhört, sondern volksumfassend ist. Und es ist kein Geringerer als der Führer selbst, der aus der Erkenntnis der Vergangenheit die Aufgabe der Denkmalpflege im neuen Reich mit

den Worten umreißt: „Wir wollen wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens, unser Volkstum und die ihm gegebenen Kräfte und Werte, wir wollen die große Tradition unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unversiegbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten.“

Beruft sich eine Zeit wie die heutige mehr denn je auf die geistigen Güter der Nation, dann ist sie verpflichtet, für ihre Erhaltung ebenso zu sorgen wie dafür, daß die bejahenden schöpferischen Menschen mit diesen Aufgaben betreut werden. Denn über die Größe der Gefahr, die den Kunstdenkmälern droht, dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben. Wir sprachen von dem elementaren Zerstörungsmuß und dem willkürlichen Zerstörungswillen.

Jedes menschliche Werk trägt mit dem Augenblick der Vollendung den Keim der Zerstörung in sich. An ihm arbeiten die Elemente — Regen und Schnee, Sturm und Feuer — Oxydation, Wurmfraß, Steinerzersetzung, Senkungerscheinungen und — die Zeit.

Denn jedes menschliche Werk ist zugleich aus der Zeit entstanden und für die Zeit bestimmt. Mit der Zeit wandelt sich der Mensch und mit ihm Lebens- und Wirtschaftsform. Hier setzt die willkürliche Zerstörung ein mit neuen Verwendungszwecken, Anpassung an den Verkehr, Veränderungen der geldlichen Grundlage.

Und hier beginnt die Schwierigkeit! Eine Schwierigkeit, die gewiß nicht auf dem verwaltungsmäßigen Wege zu überwinden ist, so wenig wie die kulturellen Erfordernisse im allgemeinsten Sinne des Wortes mit den budgetmäßigen Mitteln eines Staatshaushaltes zu lösen sind. Hier gilt nur ein Satz: Gemeinnutz geht vor Eigennutz — in jenem Sinne des Zusammenstehens aller als höchstem Ausdruck nationalen Pflichtgefühls.

Und von dieser Einstellung ausgehend hat man den Weg zur praktischen Verwirklichung beschritten, indem in das Gesetz zur Verminderung der Arbeitslosigkeit vom 1. Juli 1933 einbezogen wurde die Förderung von Instandsetzungen und Ergänzungen von Bauten mit besonderem geschichtlichen oder künstlerischen Wert, die sich im Besitz der Länder, Gemeinden, Gemeindeverbände und sonstiger öffentlich-rechtlicher Körperschaften befinden. In dem Erlaß des Preussischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 15. August 1933 heißt es zur Begründung dieser Maßnahme ausdrücklich: „Da die Nöte der Kriegs- und Nachkriegsjahre den Bestand unersehblicher Denkmale, der Zeugen schöpferischer Kraft deutschen Volkstums, auf das schlimmste gefährdet und schon zu schweren Verlusten geführt haben, ersuche ich im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogrammes auf die Rettung dieser Werte besonders bedacht zu sein.“

Jede preussische Provinz ist im vollen Bewußtsein der Bedeutung ihrer Kunstdenkmäler für ihre nationale Kultur dieser Aufforderung nachgekommen, und so hat auch Schlesien eine Fülle von Anträgen an die Zentralstellen eingereicht. Es kann mit Freude festgestellt werden, daß sich die Opferwilligkeit, die hierin beruht, auf die Erhaltung wichtigster und mit der schlesischen Kultur aufs engste verbundener Bauwerke bezieht.

Man kann annehmen, daß der Gesamtbetrag, der im denkmalpflegerischen Sinne mit Darlehen aus dem Arbeitsbeschaffungsprogramm in Schlesien zur Zeit verwendet wird, 500 000 RM. übersteigt. Bereits in Breslau sieht der aufmerksame Beobachter allenthalben Gerüste, so an der Universität,

der Gymnasial- und der Kreuzkirche, vorgesehen sind noch umfassende Arbeiten an der Christophori- und der Barbarakirche sowie Heizanlagen in den beiden größten evangelischen Pfarrkirchen Elisabeth und Magdalena — schon diese Breslauer Aufgaben übersteigen 200 000 RM.

In Glatz handelt es sich um die weitere Wiederherstellung der riesigen westlichen Turmfront der katholischen Pfarrkirche, in Wahlstatt um das Dach und die Fassade der herrlichen Benediktiner Klosterkirche mit ihrer reich barocken Architektur, den bizarr geformten Turmhelmen und dem großartigen künstlerischen Schmuck des Innenraumes. In Görlitz wird das mehrere 1000 qm große Dach der Peterskirche neu mit Kupfer belegt, zwei der großen klassizistischen Kirchen der Langhanszeit, Glogau und Reichenbach, sollen im Inneren erneuert und farbig getönt werden, in Lauban, Sprottau, Hirschberg, Praußnitz und zahlreichen anderen Städten werden die köstlichen Rathäuser der Renaissance und Barockzeit neu gepußt und dabei mancher Verunstaltung entkleidet. Das Pfastenschloß in Brieg wird gesichert, und im freiwilligen Arbeitsdienst soll das Schloß zu Frankenstein ausgebaut und neuen Zwecken zugeführt werden. Silberberg, die alte friderizianische Festung, nie erobert, wird demnächst von der zerstörerischen Zeit erobert sein, wenn es nicht gelingt, durch Einfaß des Arbeitsdienstes dem Verfallsfortgang der gewaltigen Kasematten die Stirn zu bieten, sicher eine der größten Aufgaben, deren Durchführung nur einem willensstarken jugendlichen Mut möglich ist. Berücksichtigt man die Arbeiten an kleineren dörflichen Bauwerken, wie der evangelischen Kirche in Wirschtowitz, die zum Teil sehr umfangreich und kostspielig sind, so wird der Gesamtbetrag von 500 000 RM. für diese Aufgaben kaum ausreichen.

Wie überall so ist auch hier die Auswirkung eines derartigen Arbeitsbeschaffungsprogramms nicht nur auf die Objekte bezogen, sondern in erster Linie auf die Menschen. Schöpferische Kräfte werden wieder frei, Architekten, Maler, Bildhauer, Kunsthandwerker, alles Berufe, die schwer um ihre wirtschaftliche Existenz ringen, werden wieder eingebunden in den Arbeitsgang, werden aber auch erneut Erzieher zur künstlerischen Formgebung und Mittler vom Gestern zum Morgen. Und hier sei vor allem den schlesischen Verhältnissen besonders das Wort geredet. Wir sind verpflichtet, uns als den südöstlichen Grenzweiler Deutschlands zu bezeichnen. Wir haben darauf ein Anrecht um unseres Kulturgutes willen, das in unseren Kunstdenkmälern seine sichtbarste Nationalprägung erfahren hat — wir haben darauf aber auch ein Anrecht um unserer schöpferischen im schlesischen Volkstum verankerten menschlichen Kräfte willen. Seit der Kolonisation ist Schlesien das Land der Handwerker und Feingewerbe. Damit ist eine Tradition von Geschlecht zu Geschlecht lebendig geblieben, die es zu erhalten gilt. Und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet darf die Denkmalpflege nicht historisch rückschauend orientiert sein, sondern gestaltend vorwärtsblickend.

So und nur so — durch die Gesetzgebung des Staates und durch das bewußt gewordene Verantwortungsgefühl des Volkes — wird das Nationalgut der Kunstdenkmäler zum Lebensgut der Allgemeinheit werden und damit zu einem Kennzeichen der Nation, so und nur so wird der Maßstab ihrer Deutschtum zum Maßstab der deutschen Kunst werden und damit der schöpferische Künstler und Handwerker dem deutschen Volkstum verbunden werden können, so und nur so wird das Erbe der Vergangenheit den Weg in eine Zukunft weisen, auf die wir als Deutsche und als Schlesier einmal stolz sein dürfen.

Kundschau

Theater in Breslau

Oper

Der Ring

Die Breslauer Oper hat die vollständige Neuinszenierung von Richard Wagners „Ring der Nibelungen“ vollendet. Hintereinander, nur jeweils durch wenige Tage getrennt, ging das riesenhafte Werk in Szene. Jetzt, nach seinem Abschluß, läßt sich der einheitlich führende und gestaltende Wille restlos übersehen.

Der Kern dieses riesenhaften Gesamtwerks der Trilogie, sein Sinn und seine Basis ist das Symbol. Um die Auslegung dieses Symbols ging der Streit. Hier spielte die Stilauffassung, der Stilwandel, das ganze, sich langsam verändernde, weil der Bewegung aller Dinge angeschlossene Bild eine wesentliche Rolle. Die Urgestaltung steht in reinstem Naturalismus. Die vergangene Epoche warf ihn mit Bausch und Bogen über den Haufen, und der absolute Naturalismus wich der absoluten Stilisierung. Was daran falsch war, weiß man heute. Man weiß nun aber auch — man hat daraus gelernt — wie man es nicht machen darf. Den Faust kann man auf der Stübühne spielen. Den Ring nicht.

Die Breslauer Aufführung dieses Gesamtwerks gibt einen Aufriß werttechnisch und künstlerisch neugestaltender Art, der gleich überzeugend wie lebendig ist. Das zauberhafte Mythos der „Rheingold“-Difion, das elementare, süßschmerzliche, in seiner blutvoll stürmenden Menschlichkeit auffingende „Siegmond“-Idyll, der aus Götterstärke und Bubentroz gemischte „Siegfried“ und die in ihrer zwingenden Sabel hart und gemeißelt gezeichnete „Götterdämmerung“, die in ihrer normenhaften Düsterteit liegende Warnung, die uns ansieht wie die zerstrungenen Mauern jener sagenhaften Götterburg — jedes dieser Teile erstand auf zwingendste, erschütterndste und mitreißendste Weise. Die Inszenierung Dr. Walter Falks führte in grandioser Steigerung den ganzen Ring zu seiner größten, härtesten und elementarsten Höhe. Die Architektur des Vorabends wurde ebenso spürbar wie das Durchbrechen des Menschlichen am ersten Tag, diesem Würfelspiel der Götter mit menschlichem Geschlecht, dem Aufbegehren ihres eigenen Blutes gegen Ränke und Erstarrung. Der zweite Tag prägte die wirkliche Figur Jung-Siegfrieds bewußt auf die ungestüme, wilde Jugend, die da in all die weise, fluge, abgründige und schillernde Atmosphäre dringt und Sturm läuft gegen Form und Starrheit, siegreich vordringend gegen Betrug und List und Hinterhalt, Unmögliches ahnungslos möglich machend und durch ihre absolute Unbeschwertheit alles über den Haufen rennend, um unaufhaltsam zum Kern der Dinge vorzustoßen. Und der dritte und letzte Tag, der durch seine direkten, nicht nur stimmungs-mäßigen Effekte eine gewisse Stilisierung unumgänglich macht, wurde ganz im Sinn des großen Märchens, das Wagner vorgeschwebt, in starke Lichtwirkungen der Raumvorgänge aufgelöst.

Der Dirigent des Ringes war Franz von Hoëhlin. Er ließ das Geflecht der tausend Spannungen dieser unerhörten Musik aufstrahlen und aufleuchten, trieb den Höhepunkten in einer großen Linie entgegen und meißelte doch das Wunderwerk des Mosaiks plastisch liebendoll aus dem Ganzen. Das wagnerische Problem

des symphonischen Orchesters im Verhältnis zu den tonlich begrenzten Singstimmen löste er ideal. Gerade dadurch, daß er die physischen Grenzen nicht überschreitet, bleibt bezwingend immer irgendwo noch eine letzte Möglichkeit, die absichtlich nicht benutzt wird, und die darum manchem, was sonst nur zu oft hie und da physisch zerschmettert wird, noch eine spannungsmäßige und auch künstlerisch wirksamere Verhaltenheit gibt.

Den Wotan sang Richard Groß stark und machtvoll, bezwingend in den vielerlei Gelegenheiten, und plastisch gleich aufragend als Gott wie als Wanderer. Die Brünnhilde Elly Doerrer's wurde ein Erlebnis von erschütternder Größe. Der Gleichklang von Stimme und Spiel, von Ton und Bewegung ist eine einzige Köstlichkeit. Eine moduliertere, sieghaftere (auch im Schmerz und Unterliegen) und mitreißendere Brünnhilde ist faktisch nicht und nirgends mehr denkbar. Hier liegt ein Idealfall vor. Karl Rudow als Alberich beherrscht die schwere Partie stimmlich wie schauspielersich bis ins letzte. Alle anderen, die man hier nicht aufzählen kann, müssen sich mit dem ehrlichen Gesamtlob begnügen.

Die Bühnenbilder Professor Hans Wildermann's gaben den Raum mit einer unerhörten Atmosphäre, mit einem fallenden und steigenden Himmel, dem Wunderbarsten Wildermannscher Kunst. Farbe und Licht und Projektion — sie wurden hier, wahrhaft gemästert, zu ausdrucksstarken Helfern bei der großen und unerhörten Gestaltung des Werkes, dem sie dienten.

Wiener Blut

Die Aufführung (Hans Herbert Pudor) ist ohne allen Umschweif ideal zu nennen. Sowohl in der Geschlossenheit des Ganzen wie in der leichten, lodernen Beschwingtheit des Einzelnen. Was Pudor mit der „Eijelott“ begonnen, hat er hier fortgesetzt. Auf reizende, bezaubernde Art, für die er, ohne Krampf und Mühen und Exzentrik, sozusagen einen sechsten Sinn besitzt. Er ist so geschick, nicht von der Dantbarkeit allein zu zehren, die diese Operette von sich aus schon besitzt, sondern er formt das Ganze aus dem persönlichen Einfall heraus.

Der Apparat, der zur Verfügung steht (und der das Ideale bei Operetten im Opernhaus bedeutet), wird restlos in Bewegung gesetzt. Und es marschiert eine Besetzung auf, in der die eine Figur genau so wie die andere sozusagen nach Maß gearbeitet ist.

Die gesanglich wie schauspielersich erfreuliche und von Rolle zu Rolle virtuoser werdende Ellen Pflüger (Gabriele), deren helle, mädchenhafte Momente wunderbar hübsch mit weicheren, fraulicheren wechseln; die zapplige, quirliche, lausbubenhafte Anny Kunze (Pepi), die nicht einen einzigen Augenblick ruhig stehen kann (und nur ein klein wenig sorgfältiger singen und das infame Tremolieren vermindern sollte); Herma Kaltner (Stanzista), die blendend ausschaut und deren volle Opernstimme reizvoll im Terzett der „Drei“ steht; Hans Schröck als liebender Balduin, gesanglich erfreulich sicherer geworden; Pudor selbst (Josef), scharmant und biegsam wie gewöhnlich;

Pflanzl als entwaffnender Kugler, Manfred Schaffer als noch mehr entwaffnender Fürst — einer ist tatsächlich immer besser als der andere.

Dr. Herbert Lindner's Orchester ist desgleichen eine Sonderfreude. Das klingt und singt und tanzt tatsächlich einen Wiener Walzer spielen (der garnicht so einfach mit seinem „gewissen Etwas“ ist), daß die Leut ganz zapplig vor Vergnügen werden. (Wie wunderhübsch auch das Vorspiel zum dritten Akt!) Grete Groß hat ein wirkungsvolles Ballett studiert und Richard Eisold bezaubernde Bühnenbilder gegeben.

Und alles ist so farbenfroh und bunt und übermütig, daß man verstehen konnte, wie der Beifall am Schluß (trotzdem er schon nach jedem Liedel tobend Wiederholung über Wiederholung erzwang) absolut kein Ende nehmen wollte.

Rigoletto

Die Regie (Dr. Siegmund Skraup) geht mit beachtenswertem Willen an die Neuinszenierung des Werkes heran. Das Theoretische sagt sie im Programmheft. Das Primäre aber ist die Arbeit, bei der man wohlthuend gewisse Milderungen allzu starker Effekte, gewisse sprachliche Verbesserungen, gewisse Änderungen merkt, die von der etwas einseitigen, weil nur gelanglichen Auffassung zur Urform des Werkes zurückführen wollen. Wenn man in dielem dabei auch einen etwas zu theaterreißerischen Zug bemerkt, der nicht als unbedingte ideale Lösung zu bezeichnen ist.

Der Rigoletto Georg Monthy's ist eine plastische, in manchen Momenten faszinierende und erschütternde Leistung. Die Gilda Luzi Gorgus' ist in der Sauberkeit der Stimmführung, der Leichtigkeit der Tongebung und der freien, schladenlosen Höhe gut und hörenswert. Der Herzog Walther Ludwig's (in der Premiere für den erkrankten Trauz eingesprungen) ist noch etwas spröde und strohig.

Ernst Hoffmann dirigierte liebevoll und mit ebenfalls guter Theaterwirkung.

Glückliche Reise

Die Bilder sind tatsächlich originell, mit einem feinen, ersten oder tiefer ironisierenden Unterton. Sie zeigen äußerliche Einfälle, auf denen dann die Handlung wie eine Biene sitzt, den Honig aus der Blüte saugend. Der Dialog hat Form, ist abhold allem allzu

Luther, die Nachtigall von Wittenberg.

Die deutsche Bühne im Lobetheater brachte die Erstausführung von August Strindberg's „Luther, die Nachtigall von Wittenberg“. Es soll hier weniger bei diesem Stück um allgemeine Werturteile gehen. Denn die Kunst ist keine Registratur mit einem Rechenschieber. Die Kunst nimmt und die Kunst gibt. Innerlich. Doch niemand kann dieses Innerliche messen, weil es bei jedem anders ist. Immer wieder anders. Und so soll festgestellt sein, daß man sich weniger darum bekümmert, ob nun dieses Drama hier tatsächlich das beste um Luther ist oder sein soll, sondern daß man fragt, ob es uns etwas gibt, das über der Historie steht, das zwar Geschichte ist, doch diese Geschichte selbständig gestaltet, um sich dann darüber zu erheben als ewig menschliche Formel. Strindberg dürfte nicht er selber sein, wenn er nicht aus dem Block der Zeit das Menschliche herausgerissen hätte. Ihm geht es um den Kern, nicht um den Kreis. Soweit das eine ohne das andere möglich ist. Der Kreis ist in schattenhaften, angedeu-

Plumpen und erzeugt die besagte Vergnüglichkeit gewandt und voller Schmunzeln.

Die Musik mit vielen modernen und modern verwandten Mitteln wie Xylophon, gestopftem Blech, Klavier, Harfe und Celesta, ist rhythmisch, melodios, hat manchmal fast kammermusikalischen Charakter und läßt grelle und abgegriffene Effekte unbenützt vorbegehen. Der Einfall ist manchmal etwas verchnörkelt, doch immer eigen und persönlich. Die Linie ist ungefähr dieselbe wie die bei „Liselott“, wenn auch naturgemäß ein wenig mehr nach dem Modernen hin. Die Melodie kommt diesmal mehr instrumental als gesänglich. (So liegt der Hauptschlager, der Marsch, einer Jazztrompete besser als der Singstimme).

Hans Herbert Pudor gibt dem Ganzen Anmut, Tempo und Beweglichkeit.

Ellen Pfizner mit ihrer dunklen, immer etwas verschleierte Stimme gibt der Lona einen seltsamen, sonnigen, fast fraulichen Reiz. Anny Kunze ist als Monifa wieder die, die sie früher war, mit einem neuen, weichen, etwas melancholischen Zug, der ihr auszeichnet steht. Pudor als Stefan ganz der große Junge, wie man ihn schon jetzt lieb gewonnen hat. Dies ist das Sympathische an ihm: nicht der winzige Zug wirkt gemacht und affektiert und eingebildet. Er spricht und spielt und singt, so wie er ist. Und das ist eine Freude, von Anfang bis zu Ende. — Hans Schröd als Robert hat es neben Pudor schwer. Doch behauptet er sich elegant und mit Geschick. Er wirkt in seiner lyrischeren Art als gut passendes Gegenstück. — Karl Rudow ist ein spaßiger, teils pulvernder, teils seliger Direktor, Manfred Schaffer ein durchschlagend komischer Manager, Paul Schmidtmann ein dekorativer Seeoffizier. Der andern stattliche Zahl war originell und wirkungsvoll verwendet. Lustig und einfallsreich die Tänze unter Grete Groß.

Wolfgang Griebel am Pult padte die Musik frisch und ganz vorzüglich temperamentvoll an. Tönt ab, bringt die manchmal raffinierten Klangmischungen wirkungsvoll heraus. Man bestätigt ihm mit Freude sein ausgesprochenes Talent.

Ganz reizend sind die Bühnenbilder Richard Eisoldt's. Ein Schwelgen in Farbe, Licht und schwimmender Tönung. Eine hübsche Idee auch, so eine Art Überblendung vom ersten zum zweiten Bild, das erleuchtete Schiffchen. Ebenso wie die ausgebrochene Zimmerwand im vorletzten Bild.

Schauspiel

teten Anrissen gehalten. Man ahnt ihn mehr, als man ihn sieht. Und diese elf Bilder wollen elf menschliche Stationen auf dem großen Wege sein, der durch eine Wandlung wie durch ein Gebirge führt.

Strindberg selber sprach von diesem Stück als der Schaffung einer neunaturalistischen Linie. Was richtig ist, soweit das alles fest auf seinen beiden Beinen steht. Soweit jedoch so manches und öfteres ins Visionäre, Sließende übergleitet, verändern sich die Voraussetzungen. So wird das Ganze mehr oder weniger eine Frage der Kontur. Und Kontur im eigentlichen, vor allem aber im deutschen Sinne besitzt dieses Werk wenig. Es ist durchaus nicht Dürer — es strebt viel eher ins Impressionistische. Sowohl im Ablauf der Handlung wie in der Zeichnung der Figuren — wie auch in dem geistigen Gehalt. Das nicht historisch-theologisch, sondern innerlich angepaßte Problem ist gewissermaßen jenes des Reformators überhaupt, in seinem Verhältnis zu seiner Um- und Mitwelt und zu Gott. Nicht der fontrete Reformator, die Kreatur

steht auf. Inwieweit sich dieses alles in Form und Art und Gebärde nun tatsächlich zu dem Lutherstoffe, einem der deutlichsten deutschen, stellt in Geist und Atmosphäre, sei dem Urteil eines jeden selber überlassen.

Daß Luther Holzschnitt ist, liegt in der Sigur begründet. Diese Holzschnittart strebte Strindberg zwar offensichtlich an. Doch was degegen steht, ist noch mehr als seine Sprache. Das Ganze dämmert irgendwo in andere Horizonte, verschwimmt in seinen innerlichen Linien. Und mag die Raffung der Szenen, die Lichter über Lichter geben wollende Charakteristik noch so gewollt kompakt, zusammengepreßt und eingerahmt sein — sie hält sich nur halb in diesem Rahmen. Und neben dunklem, scharfem Holz steht Licht und Farbe und Stimmung — Impression.

Hans Tügel's Bestreben war, das Werk streng holzschnittartig zu umreißen. Er gab die Linien nicht frei. Er schachtelte sie in einem einmal festgelegten Umriß aufeinander. Dadurch bekam das Ganze zwar eine handfeste Gestalt, doch manche Strahlen und Blendungen mußten dieser Gestalt zuliebe sterben und hingen manchmal wie tote Halme in die Szene. Als notwendige Folge ergab das eine gewisse Monotonie. Dem Aufschwung waren die Flügel gebunden. Es mußte alles schön brav auf der Erde bleiben. Auch wenn es noch so sehr nach oben drängte.

Unter den beiden Möglichkeiten der Regie, das Stück entweder ganz modern, hinein klingend in seine zerfließenden, nur künstlich gehaltenen Konturen zu geben, oder eben als Mysterienspiel, kompakt und erdenschwer, wählte Tügel mithin die letztere. So erreichte er luthersche Farbe auf Kosten des Klangs. Hätte er es umgekehrt gemacht, wäre die Entfaltung des Klangs auf Kosten der Farbe gegangen. Strindberg bleibt nun einmal Strindberg.

Den Luther spielte Walter Raupach. Und hierfür gilt dasselbe wie für die Regie. War der absolute Naturalismus des Anfangs Vorteil, wurde er dem Schluß fast zum Verhängnis. Raupach spielte einen flobigen, stiernadigen und zuschlagenden Mann. Und etwas Merkwürdiges war es, daß jenes, was Tügel vielleicht durch diese Deutung grad vermeiden wollte, nur umso mehr zu spüren war: daß nämlich dieser Luther hier nicht treibt, sondern getrieben wird. Hinter ihm soll die Saftel Gottes stehen — man sieht aber nur Saft. Und man fühlt immer nur, wie der ewige faustische Sucher Luther mitreißt, ihm sein eigenes Suchen aufzwingt, ihn leitet und zum Schluß entläßt. Gewiß hat Strindberg mit diesem Faust hier gar keine Sigur, sondern einen Begriff gemeint: eben jenen des ewigen Suchens. Aber er hat ihn ein wenig zu handwerklich verwendet. Zu handwerklich, um ganz Geist zu sein, und zu visionär, um ganz als Sigur zu wirken. Obendrein riecht das Zaubersche immer ein wenig nach Herenverbrennung in solch einem Rahmen. Und ist doch so ganz anders gemeint. Doch leider ist die Wirkung, nicht die Absicht das Primäre.

Franz Alland, (aus Berlin), bringt sowohl in Ton wie in Gebärde sehr Wirksames mit. Sein Sprechen ist fast raffiniert in der Dämpfung, auf die er sorgfältig abgestufte Steigerungen setzt. Auch dies gilt für die ganze Inszenierung. In deren Sinne dieser Saft vielleicht am gelungensten ist. Die ganzen Szenen kommen leise, gedämpft, manchmal wie singend. Das ist an sich genau so schön, wie es sich leider schnell rein wirkungsmäßig abstumpft.

Ausgezeichnet Theodor Mads als Hutten. Hier wieder gewann das Holzschnittartige Berechtigung. Hier war er da, der Ton. Und konnte in sich selber damit

etwas beginnen (während er Raupach behinderte). Der Diezel ist eine schleimige, aalglatte, fast schillernde Sigur; Walther Zidler spielte ihn auf Düsterei und Fanatismus. Karl Eberhard ist ein herrlich eckiger, harter Vater Luther, Elise Edert die giftig mißdeutende Mutter. Walter Uttendorfer als junger Luther ein wenig gar zu schmollend; Günther Bauer als sein Bruder Jakob sehr spürbar Episode. Volker Soetbeer ein warmherziger, kluger Kurfürst; Georg Thomas ein feingliedriger, sensibler Staupitz; Hans Reiz ein wirkungsvoll betonter Spalatin; Fritz Eberth ein etwas zu lauter Alexius, Peters Arnolds ein ganz ausgezeichnete widerlich ironischer und abgebrühter Aleander.

Jud Süß.

Eugen Ortner's künstlerische und kulturpolitische Absichten mit diesem seinem „Jud Süß“ sind klar. Er will — und er betrachtet das als Aufgabe der heute schaffenden Dichtkunst — das Volksstück schaffen, das Idealtheater für das Volk. Ein Stück und eine ganze Bühne, die sogleich volkstümlich wie allgemeinverständlich ist. Mit einem Geschehen, das in Art und Form und Sprache jeder versteht, jedem verständlich wird, jedem und damit allen begreifbar ist. Dieses Volksstück, absichtlich abgewandt von jedem überspitzten Intellekt, von jeder übertrieben verspielten Form, in die das gestrige Theater ja nur so oft und so gern verfiel, dieses Volksstück muß naturgemäß seine eigenen, neuen, nicht an manchen alten Mastäben zu messenden Wege gehen. Es darf dabei jedoch eines trotzdem und trotzdem nicht: die elementarsten Gesetze und Elemente des Theaters als Kunst außer Acht lassen.

Vereinfachung, wie sie hier erstrebt wird, ist tausendmal schwerer zu schaffen als Problematik. Denn zu wirklicher, schlichter und schöner Eindringlichkeit gehört ausgereifte Meisterschaft genauso wie geniales Können. Sonst besteht leicht die Gefahr, daß die Einfachheit zur Seichtheit wird, und die Schlichtheit zur Primitivität. Eugen Ortner gibt einen Bilderbogen, ohne wirkliche dramatische Akzente. Auf Aufbau ist vollkommen verzichtet. Dinge, wie der Tod der Lea, das Erwachen Gustavs und viele andere, werden dadurch wirkungslos, besitzen keine Plastik. Es ist ein Stück der Stationen, nicht der Entwicklung. Es bleibt rein künstlerisch fraglich, ob es genügt, die Tatsachen der Geschichte einfach hinzustellen ohne sie zu gestalten und zu entwickeln — also ohne sie neu zu schaffen. Ob ohne dieses neue Schaffen Historie zur Kunst wird, und Gleichnis zum Erlebnis, und ob das Sich-Begnügen mit lebenden Bildern nicht etwas gar zu einfach ist?

Die Uraufführung unter Walter Bäuerle verstärkte die Tendenz des Stückes, stellte Kontrast neben Kontrast, Schwarz gegen Weiß und verzichtete von vornherein auf jede Zwischentöne. Die Gestaltung ist in sich selber fast flackernd. Die Ausbrüche erfolgen oft aus völligen Stillen heraus — und sinken ebenso wieder in eine geduckte, gefährlich schwebende Dämpfung zurück.

Franz Michael Alland als Süß gibt der Sigur verhaltene, dämonische, glatte und spiegelnde Züge, die, wenn die Maske fällt, jäh zu blanker Gier umschlagen. Das Unheimliche, das er charaktermäßig schon in seinem „Sasu“ in „Luther“ hatte, verdichtet sich hier zu manchmal frapperender Intensität. Das Doppelgesicht gewinnt dadurch an Plastik.

Walter Bäuerle als Lanke, in dieser Spielzeit das erstemal selbst auf der Bühne, ist eine stiernadige, breitschultrige, dumpfe, herrlich blutvolle und mit beiden Beinen auf der Gotteserde stehende Sigur.

Die Lea spielt Edith Dahlmann weich und schmiegsam, ein ganz klein wenig Käse, sehr viel Weibchen und nur Weibchen und doch irgendwo im Hintergrund immer mit der Furie der Angst. Hans Reiz ein halb derber, halb troziger, stürmender Gustav. Kurt Pratsch als Hallwachs das hinterhältige, vertierte,

schleichende Subjekt der Rolle. Die anderen alle — und es war eine sehr große Zahl — gut und typisch gezeichnet. Johannes Heinrich Brehms' Bühnenbilder haben Atmosphäre, Raumgefühl und Tiefe. Bühnenwirksamkeit besitzt das Stück genug. Das ist viel und das ist wenig — ganz je nachdem.

Konzerte

Maria Müller.

Eine Opernsängerin auf dem Podium wird immer mit der im Grunde ihr fremden und ungewohnten Wesensart des rein Konzertmäßigen zu kämpfen haben. Auch bei Maria Müller war das der Fall. Wenn sie sich auch im Laufe des Abends allmählich in den anderen „Raum“ hineinfand und die Hemmungen des Anfangs überwand.

Die theatralische Art des Singens, wie sie für die Oper typisch ist und sein muß, ist jedoch weder zu verleugnen noch zu überwinden. Man kann sie wie hier vor der Pracht einer Stimme zwar vergessen, weil das Geniale stärker als die Stilbedingtheit ist — aber wegzuleugnen ist sie nicht. So mußte Maria Müller auch am pacendsten und schönsten da sein, wo innerhalb der Liedersolgen Stücke mit theatralischer Tendenz (in weitem und weitestem Sinne) vorkamen und eine wundervolle, fesselnde und begeistert aufgenommene Gestaltung ermöglichen. Am Flügel mit Umsicht und Können: Coenraad D. Boß.

Edwin Fischer.

Edwin Fischer ist unter den Klavierspielern der machtvollste, ungebändigste, naturhafteste. Er packt das Werk förmlich mit beiden Säusten an, fest umfassend. Daß ab und zu dabei irgendeine kleine Brechung, ein Refler, ein Licht verloren geht, ist ohne Belang. Das Machtvollste des Abends als räumliches Format war Liszt's Dante-Sonate. Hier trat das kompakte Bauen Fischers am charakteristischsten hervor. Aber

auch das und alles andere (gleich, ob die Wandererfantasie, der Händel oder die Beethoven Sonate) war „Edwin Fischer“ — was soviel heißt wie blutvoll, stark und mitreißend gespielt.

Palucca.

Ihren Tanz kennt man schon lange als plastische Formung musikalischer Bewegung, wie sie suggestiver und klarer, ohne jedes falsche Absinken in zu starke Gefühlsbetonung in seiner ganz besonderen und persönlichen Art mit nichts vergleichbar ist. Und doch ist es schön, noch ein Wachsen beobachten zu können. Sie ist noch stärker im Ausdruck der Innerlichkeit geworden. Sie schmiegt sich noch enger, noch organischer in die seelische Struktur hinein. Auf diesem Wege kommt sie auch zu Händel und schließlich Mozart. Temperamentmächtig mündet sie wieder in die Spanischen Tänze, aus denen heraus ja der Palucca-Begriff entstand.

Elisabeth Laube.

Im ersten Kammermusikabend des Humboldtvereins sang Elisabeth Laube Brahmslieder. Ihr heller, lichter Sopran hat eine wunderschöne, klangvolle Höhe, aber auch eine ausgeglichene Mittellage. Hervorzuheben sind die „Deutschen Volkslieder“, die ebenso schlicht und einfach wie innig gesungen wurden. Erfreulich die klare, deutliche Aussprache. — Am Flügel begleitete mit gewohnter Meisterschaft Prof. Dohrn. — Man hätte dem Abend einen besseren Besuch gewünscht; er wäre es wert gewesen. h. B.

Hermann Janßen †

Am 4. November verschied Geh. Rat Oberschulrat Dr. Hermann Janßen. Er galt in seiner Behörde als Beamter von altem Schrot und Korn, unter seinen Freunden als aufrechter Deutscher, in den Kreisen der Sachwissenschaft als gediegener Forscher von lauterer Gesinnung. Neben seiner beruflichen Arbeit, der er sich mit großer innerer Anteilnahme widmete, war sein Leben erfüllt von der großen Liebe zu deutscher Sprache, deutschem Schrifttum, deutscher Volkskunde. Die Sammlung seiner gedruckten Arbeiten, die auf diesen Gebieten entstanden, umfaßt mehrere tausend Nummern. Dazu kommt die große Anzahl seiner Vorträge, die er besonders im Rahmen des Deutschen Sprachvereins in allen Teilen Schlesiens hielt und die ihm überall Gemeinden von Anhängern und Mitkämpfern eintrugen.

Hermann Janßens Vorfahren waren vor hundert Jahren in Schlesien eingewandert und in dieser Zeit so mit schlesischer Landschaft und schlesischem Wesen vertraut geworden, daß er zu einem tiefgründigen Deuter der schlesischen Seele werden konnte. Schon in jungen Jahren verband ihn Freundschaft und Verehrung mit schlesischen Dichtern, wie Holtei und Heinzel oder Philo vom Walde. In zahlreichen Aufsätzen bahnte er später den Heimatdichtern den Weg zu allgemeinerer Anerkennung, und auf der Höhe seines Wirkens vertiefte er sich in die Dichtungen der großen Schlesier, die heute weit über die Grenzen ihrer Heimat bekannt sind. Als einer der ersten schrieb er über Stehr, umfangreiche Arbeiten hinterließ er über Gerhart Hauptmann in allen seinen Entwicklungen. Über das ältere schle-

sische Schrifttum sind zwei zusammenfassende Schriften recht bekannt geworden, die unter dem Titel „A wing Schläch“ erschienen. Neben ihnen steht eine große Reihe von Sonderuntersuchungen, unter denen man eine besondere Beachtung von Christian Günther, Moriz von Strachwitz, Eichendorff und später Eberhard König feststellen kann. Sedor Sommer, der unlängst Verstorbene, stand ihm persönlich nahe.

Als nach dem Kriege das Verständnis dafür erwachte, daß der schlesische Raum weit über die Sudeten hinaus nach Süden reiche, da stellte Hermann Janßen sich mit in die Reihen derer, die in „Schlesischen Kulturwochen“ unsere Verbundenheit mit den deutschen Brüdern im Sudetenland pfliegen und vertieften. Er war der Herausgeber des ersten „Schlesischen Jahrbuchs“, das dem neuen Ziele diente. Sein literarisches Schaffen aber galt fortan mit nachhaltiger Wirkung der judendeutschen Dichtung. Dabei galt es in vielem, dem Geist der Zeit, dem das niedergehende Deutschland damals frönte, kämpferisch entgegenzutreten. Das knüpfte manches Freundesband mit den stillen Dichtern jenseits der Grenzen, die heute klangvolle Namen haben, an erster Stelle unter ihnen Robert Hohlbaum.

Der letzte Aufsatz, dessen Druck Hermann Janßen erlebte, erschien in den „Schlesischen Monatsheften“. Er galt dem treuen Gedenken des Freundes Max Heinzel, dem er schon 25 Jahre früher in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ ein Denkmal gesetzt hatte.

Hermann Janßens Lebenswerk war eng verbunden mit dem unablässigen Bemühen, Schlesiens und seine Menschen im Reich beachtet und verstanden werden zu lassen.



